

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339160)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Graf und der Drechslergeselle.

An einem heitern Frühlingsabend saß ein fremder Herr, unfern der freundlichen Ufer des Bodensees und der Stadt Lindau, auf einer kleinen Anhöhe, an welcher die Landstraße vorüberzog. Er war ganz in den herrlichen Anblick der untergehenden Sonne versunken, die ihre scheidenden Strahlen purpurn über die weite, stille Wasserfläche ergoß. So wohl war's ihm schon lange nicht mehr ums Herz gewesen, und er fühlte sich recht glücklich und in Gott vergnügt. Da wurde er plötzlich durch einen heftigen Wortwechsel, der ganz aus der Nähe zu ihm drang, aus seinem süßen Genuße aufgestört. Zwei, vom Felde heimkehrende Bauern, zankten sich mit giftigen Redensarten auf der Landstraße herum, und es hatte das Ansehen, als sollte der Wortwechsel in Thätlichkeiten übergehen. Da kam mit schnellen Schritten ein Handwerksbursche, mit Wanderstab und Felleisen, des Weges daher; blieb bei den zankenden Bauern stehen, erkundigte sich mit freundlichen Worten nach der Ursache des Streites, und suchte sodann denselben begütigend und vermittelnd beizulegen, was ihm endlich auch glücklich gelang. Mittlerweile hatte der fremde Herr sich genähert, und als die Landleute nun friedlich miteinander abzogen, trat er zu dem Handwerksburschen heran mit den Worten: „Guten Abend, lieber Freund, Ihr habt so eben, wie ich bemerkte, den Frieden wieder hergestellt?“

„Ich kenne nichts schöneres auf der Welt, als Eintracht und Frieden.“ entgegnete bescheiden der Jüngling mit höflichem Grusse.

„Ihr seyd ein Freund des Friedens, wie ich höre; dieß ist recht schön und lobenswerth!“

„Wer sollte Frieden und Eintracht nicht lieben? Nur durch sie können die Menschen froh und glücklich werden, und doch sind sie manchmal gar schwer zu finden.“

Das Gespräch und der Weg wurden fortgesetzt, und der fremde Herr ersuhr von dem Handwerksburschen, daß er Theodor Müller heiße und aus Neutlingen, im Schwabenland, gebürtig sey. Als Drechslergeselle hatte er vor wenigen Tagen erst seine Vaterstadt verlassen, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Theodor war der Sohn eines ehemaligen Beamten, der durch unverschuldetes Unglück, durch den Tod seiner

Frau und mehrere harte Schläge des Schicksals sein ganzes Vermögen verloren hatte. Anfänglich wurde Theodor in den nöthigsten Wissenschaften unterrichtet, um einst dem Gelehrtenstande sich widmen zu können; er erhielt Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache, bis das zusammengeschmolzene Vermögen des Vaters solches nicht mehr gestattete, und nur noch so viel übrig blieb, um ihn zu einem Drechsler in die Lehre zu thun. Dieß Alles erzählte der zutrauliche Jüngling dem fremden Herrn im Laufe des Gesprächs.

Der offene Charakter und das angenehme Aeußere des Drechslergesellen sprachen den fremden Herrn ungemein an; ohne lange Umschweife fragte er ihn geradeweg, ob er nicht bei ihm in Dienste treten wolle. Theodor war überrascht bei diesem Antrag, sagte aber gleich unverhohlen, daß er, ohne Wissen und Willen seines alten Vaters, keinen andern Lebensweg einschlagen möchte. Der Herr ehrte seine kindliche Gesinnung, war bereit Vater Müllers Antwort abzuwarten, und sagte nun auch dem Jüngling wer er sey. Er hieß Graf von Schwanberg, und seine Güter lagen in Bayern. Gegenwärtig war auch er auf Reisen, und logirte in einem Gasthof der Stadt Lindau, die er diesen Nachmittag verlassen hatte, um einen kleinen Ausflug am Ufer des Bodensees hin zu machen. Jetzt kehrte er wieder nach Lindau zurück, von wo aus dann die Reise in die Schweiz angetreten werden sollte. Der Graf nahm den jungen Mann mit sich in seinen Gasthof, woselbst er noch am nämlichen Abend einen Brief an seinen Vater nach Neutlingen schrieb, darin er ihm das Vorgefallene erzählte, und ihn um seine Meinung und seinen Rath ersuchte.

Bis des Vaters Antwort da seyn konnte, nahm der Graf den Drechslergesellen als Begleiter auf einigen kleinen Fußreisen mit, die in der Umgegend Lindau's gemacht wurden, und täglich fühlte der Graf mehr Zuneigung und Vertrauen zu dem frommen Jüngling, der immer freundlich, offenherzig und voll Achtung gegen ihn sich benahm. Was ihn aber am meisten ganz für Theodor gewann, das war seine große Liebe und Dankbarkeit für seinen alten Vater, die sich in allen seinen Reden an den Tag legte. — Nach fünftägigem Harren erschien Vaters Müllers Antwort, welche, voll Dank gegen Gottes gütige Leitung, lebhaft die Freude aus-

drückte, die er über das Glück seines Sohnes empfand, bei dem edeln Grafen von Schwanberg, dessen Namen und vortrefflicher Charakter ihm wohl bekannt waren, in Dienste treten zu können. Er ermunterte Theodor zur Hochachtung, Treue, Offenherzigkeit, Ehrlichkeit und überhaupt zu allen Tugenden eines frommen und wackern Dieners.

Theodor theilte dem Grafen sogleich des Vaters Antwort mit, der sich recht darüber freute, und unverzüglich einen Akkord auf zwei Jahre mit ihm schloß; morgen schon sollte die schöne Schweizerreise beginnen, und froh und vergnügt wurde der Bodensee überschiffet und die freie Schweizererde betreten.

Niemand war nun glücklicher als Theodor; er sah in der Nähe die herrlichen Alpen, die majestätischen Gletscher, die wunderschöne Natur der Schweizertäler, mit ihren kräftigen Bewohnern, und die romantischen Gebirgsseen. Alles dieß verzeichnete er begeistert in sein Tagebuch, so wie in einen Brief, den er von Bern aus an seinen Vater schrieb. — Ohne Unfall ging die Reise von Statten, und nach vier schnell entschwindenden Wochen kehrte Graf Schwanberg auf seine Güter im Bayernland zurück, woselbst Theodor sich immer gleich blieb in seinem musterhaften Betragen, und durch sein sanftes Wesen die Liebe und das Wohlwollen aller derer gewann, die ihn kennen lernten.

Nach einiger Zeit bat Theodor um die Erlaubniß, sich eine Drehbank anschaffen zu dürfen; er fühlte eine Art Heimweh nach seinem Handwerk, und wollte in müßigen Stunden allerlei kleine Arbeiten verfertigen. Der Graf willfahrte seiner Bitte, und der geschickte Drechsler machte nun verschiedene polirte, niedliche Sachen, die in der Haushaltung und zum Aufräumen in den Zimmern dienten; auch eine prächtige Tabakspfeife für den Grafen, an welcher dieser eine große Freude bezeugte, so daß sie seine Lieblingspfeife wurde.

Theodor konnte als Muster eines treuen Dieners aufgestellt werden; nie lief er dem Vergnügen nach ins Wirthshaus oder zum Tanz, sondern blieb ordentlich zu Hause, beschäftigte sich im Frühling und im Sommer mit der Blumenzucht, im Winter mit Drechseln und Lesen in guten Büchern, die ihm der Graf gerne aus seiner Bibliothek zukommen ließ, Täglich nahmen seine Kenntnisse und nützlichen Erfahrungen zu. Sein freundliches Wesen machte, daß ihn Jedermann den guten Theodor nannte. Nie klagte oder murkte er, nie wünschte er einen grö-

ßern Lohn, wie dieß bei den meisten Dienern üblich ist. Daß er früher bestimmt war ein gelehrter und vornehmer Herr zu werden, und doch jetzt nur ein Diener geworden, machte ihm nicht den geringsten Kummer; dankbar neigte er sich vor der Weisheit und Liebe der göttlichen Vorsehung, die ihn bisher so väterlich geleitet hatte, und sang in mancher stillen Abendstunde, recht aus Herzensgrund, das treffliche Lied:

Zufrieden seyn, das ist mein Wunsch,

Was hilft mir Geld und Ehr?

Das, was ich hab', ist mir genug,

Wer klug ist, wünscht nicht mehr.

Man wünscht, und wünscht, und wenn man's hat

Ist man des Wünschens doch nicht satt!

Einsmals, es war schon sehr spät in der Nacht, rief Graf Schwanberg Theodor noch zu sich; der Graf war seit mehreren Tagen bereits unpäplich. Theodor erschien; dem Grafen fiel sein bleiches Angesicht auf, da doch sonst seine Wangen gleich einer Rose blühten. „Theodor, bist du nicht wohl? was fehlt dir?“ fragte theilnehmend der Graf. „Sie irren sich, Herr Graf, mir ist ganz wohl.“ entgegnete Theodor. „Warum aber so bleich?“ fuhr der Graf fort, „dieß ist mir ganz auffallend.“ — Theodor wurde verlegen, er wußte nicht was antworten, endlich sagte er: „Es kommt vielleicht daher, weil ich über Ihr schnelles Rufen, Herr Graf, etwas erschrocken bin.“ — Der Graf schüttelte ungläubig den Kopf, doch ließ er's dabei bewenden. In der nächsten Nacht aber klingelte er wieder; es war halb zwei Uhr. Theodor erschien diesmal nicht. Der Graf erschrock, Theodors blasse Wangen fielen ihm ein, es ward ihm bang um seine Gesundheit; schnell zog er sich an und eilte Theodors Schlafkammer zu; da saß der Jüngling am Tische, den Kopf in die Hand gestützt, und schlief; vor ihm befand sich ein weit herabgebranntes Licht, Schreibzeug und ein angefangener Brief. Leise nähete der Graf und las:

„Theuerster, bester Vater!

„Wie sehr es mich schmerzt, Dich krank zu wissen, kann ich nicht sagen. Ach, und noch dazu „keine Hilfe! Gott sey Deine Stütze; zu Ihm „flehe ich recht herzlich und stündlich, daß Er „meinen lieben Vater doch wieder möge gesund „werden lassen. Seit den letzten vier Wochen, „als ich Dir mein erspartes Geld schickte, hab' „ich fleißig gearbeitet, um etwas Geld für Dich „zu verdienen. Hier lege ich wieder zehn Gulden „bei; Gott möge Seinen Segen dazu geben!

„Für Deine treuen Dienste hättest Du wohl eine bessere Pension verdient; doch, Du hast ja mich, und so lange ich lebe und gesund bin, werde ich für Dich sorgen, und Dir mein“....

Hier war Theodor vom Schlaf bemeistert worden. Seit vier Wochen hatte der gute Sohn des Tags über seine Dienstgeschäfte verrichtet, einige Drechslerarbeiten gemacht, die ihm bezahlt wurden, des Nachts aber dem Amtmann Schriften abgeschrieben, um dem armen, kranken Vater etwas mehr Geld schicken zu können. Auf diese Weise mußten seine Kräfte abnehmen und die rothen Wangen bleichen. Gerührt stand der Graf neben dem edlen Sohne; eine solche Liebe und Dankbarkeit, eine solche kindliche Treue und Sorgfalt waren ihm noch nie vorgekommen; seine Augen füllten sich mit Thränen; da saß der bleiche Jüngling, vor ihm lag das für den kranken Vater erarbeitete Geld, und im Traume war er vermuthlich zu Reutlingen am Krankenzette. Leise, wie er gekommen, schlich der Graf wieder fort, holte zehn Dukaten, legte solche den zehn Gulden bei, und entfernte sich wieder, ohne daß Theodor aus seinem Schlaf erwacht wäre.

Erst die Morgenhelle weckte den müden Jüngling auf. Wie erschrocken er, als er den lichten Tag sah und das Gold auf dem Tische!.... „Dieß kann nur der Hr. Graf gethan haben!“ rief er bestürzt aus, eilte auf sein Zimmer, und bat tief ergriffen um Verzeihung, wenn er vielleicht, ohne es zu wissen, seinen Pflichten nicht Genüge geleistet habe; Dankesthränen entquollen seinen Augen.

„Guter, wacker Theodor, entschuldige dich nicht!“ rief der Graf innig gerührt; „ich kenne deine kindliche Liebe und Dankbarkeit; du bist ein edler Sohn, deines alten Vaters Freude und Stütze. Ich habe deinem ersparten Gelde etwas beigelegt, um dir zu zeigen, wie sehr ich solch fromme Aufopferung hochschätze. Fahre so fort, der kindlichen Liebe schenkt Gott Seinen Segen!“

Nun erkundigte sich Graf Schwanberg, wie viel Theodors Vater Pension erhielt; es war zu viel zum Sterben, und zu wenig zum Leben. Durch seine Verbindungen war's ihm möglich, für den alten Mann sich kräftig verwenden zu können, so daß ihm eine Zulage gutgeheißen wurde, die ihn aller ferneren Nahrungsforgen entthob. Den guten Theodor aber zog der Graf noch näher an seine Person; in wenigen Jahren ernannte er ihn zu seinem Sekretär mit tausend Gulden Gehalt. Auch diese Freude erlebte der alte Vater noch, dankte dem gütigen Lenker unsererer Schicksale für des Sohnes Glück, und trat

endlich, seinen väterlichen Segen hinterlassend, den Weg zur ewigen Heimath an. Ost noch flossen Theodors kindliche Thränen beim Andenken an den lieben Vater, und sein Segen begleitete ihn heute noch; reich und groß ist der Lohn der kindlichen Liebe.

Das erstürmte Saatscha in der Wüste.

(Mit einer Abbildung.)

Was meinst du, geneigter Leser, würdest du wohl den Hinkenden Boten hinüber über das Mittelländische Meer nach Afrika begleiten? Aber noch um ein gut Theil weiter als Algier, nämlich in die unermessliche Wüste, Sahara genannt, dieses gefährliche Sandmeer, in welchem schon mancher Reisende seinen Untergang fand. Dort haben, zu Ende Novembers 1849, die muthigen Franzosen eine Waffenthat vollführt, die nicht zu den leichtesten gehört, und von der nun der Hinkende Bote ein Wörtlein erzählen will, in der Hoffnung, daß solches seinen freundlichen Lesern angenehm seyn werde. Es sind jetzt zwanzig Jahre, daß Frankreich seine Herrschaft auf afrikanischem Grund und Boden aufpflanzte, und mit jedem Jahre vergrößerte und befestigte, es mag den Herrn Arabern und Kabylen gefallen oder nicht. Wer lang fragt, geht lang irr, heißt's im Sprüchwort, das die Franzosen wohl zu beherzigen wissen.

Die Wüste Sahara, in welcher nachstehende Erzählung sich zutrug, ist von Osten nach Westen nicht weniger als 600 Stunden lang, und ihr gesammter Umfang beträgt 60,000 Quadratmeilen. Der Boden dieser unheimlichen, Schrecken erregenden Wüste besteht aus lauter Sand, über den an einigen Stellen die sogenannten Dafen sich erheben, mit fruchtbarem, angebautem Boden. Diese Dafen, mit ihrer dichten Umkränzung von hohen Palmbäumen, sind anzuschauen wie freundliche Inseln und Eilande mitten im Sandmeere, und werden von den Reisenden mit großer Freude begrüßt; bei den Bewohnern derselben können sie sich wieder mit frischen Lebensmitteln und dem benötigten Tranke zur ferneren Reise versehen. Furchtbar wüthet hier oft der Samum oder Samiel, ein tödtender Glühwind, der in Syrien und Arabien gewöhnlich in den Monaten Juli und August stoßweise weht, und gegen den man sich nur durch Niederwerfen auf die Erde schützen kann. Vermuthlich hat der geneigte Leser auch schon

vom Sirocco gehört; dieß ist der nämliche Wind, und wird in Unter-Italien also genannt, ist dafelbst auch trocken und erschlaffend, aber durch seinen langen Zug über Meer und Gebirge schon etwas abgekühlt. Wenn dieser Samum aus vollen Backen bläet und über die Wüste dahinbrauet, dann werden die todten Sandmassen lebendig, sie heben und senken sich wieder wie die Bogen des Ozeans, und man begreift bei diesem Anblick, warum die Araber, in ihrer bilderreichen Sprache, die Wüste ein Meer ohne Wasser nennen.

Zu einer der oben erwähnten Oasen oder fruchtbaren Inseln im Sandmeere wollen wir uns nun in Gedanken versetzen, nämlich nach Zaatscha. Vermuthlich kennen viele unserer Leser diesen Namen aus den Zeitungen, die zu Ende Novembers und zu Anfang Dezembers 1849 erschienen sind. Einer der angesehensten Einwohner Zaatscha's, Vou-Zian genannt, machte im Laufe des Sommers 1849 in der Umgegend einiges Aufsehen; er gab nämlich aus, der Prophet Mohammed sey ihm nächstlicher Weile erschienen, und habe ihn aufgefordert, den heiligen Krieg zu predigen gegen die Franzosen. diese feindlichen Christenhunde. Dieß kam einem Unter-Lieutenant der Fremdenlegion zu Ohren, Seroka mit Namen, der eben an der Spitze einiger Soldaten die dortige Gegend durchzog. Sogleich stieg in diesem Offizier der Gedanke auf, daß es gerathen wäre, dieses begeisterten Sehers, der zum Fanatismus aufreizte, sich zu versichern, da die Araber gar nicht viel brauchen, um sich gegen die französische Herrschaft zu empören. Er begab sich ohne Säumen in die Oase Zaatscha, begleitet von den Scheiks oder Ältesten der Oasen Tolga und Lichana, die ihn aber vor dem gewölbten Thore von Zaatscha unter allerlei Ausflüchten verließen, was ihm ziemlich verdächtig vorkam.

In Zaatscha schien alles wie ausgestorben; auf dem kleinen Platze des Dorfes fand Seroka einen Mann von ungefähr 45 Jahren, der, seinen Rosenkranz betend, spazieren ging. Dieser Mann war Vou-Zian selbst, der Gefuchte. „Du mußt mit mir nach Biskara, der Kommandant wünscht dich zu sprechen;“ so redete der Offizier ihn an. Bei diesen Worten riß der Marabout die Rosenkranzsnur durch, und die Kügelin fielen zu Boden. Langsam und bedenklich hob er eines um das andere derselben wieder auf. Dem lebhaftesten Offizier dauerte das Ding zu lange, auch stieg sein Verdacht, daß die Araber versteckt seyn und ihn plötzlich überfallen könnten, immer höher. Er befahl daher zweien seiner Spahis abzu-

steigen und den Propheten auf ein mitgebrachtes Maulthier zu setzen. Dies geschah. Während die beiden Spahis Vou-Zian, der gewaltig sich sträubte, nur mit großer Mühe festhalten konnten, drangen plötzlich die Einwohner von Zaatscha, die sich versteckt gehalten, in großer Anzahl hervor; unter ihnen befanden sich der Scheik und der Sohn des Gefangenen. Schützend umringten sie Vou-Zian und gaben ihm Waffen in die Hand. Ueber seine Achsel hinaus schoß dieser eine Pistole gegen einen der ihn haltenden Spahis ab, verfehlte ihn aber; der Scheik, ein sehr bejahrter, halb blinder Greis, schoß auch, doch ohne Jemand zu treffen. Jetzt ertönten, als wäre dieß ein Zeichen zum Angriff gewesen, Schüsse von mehreren Seiten, und Seroka merkte wohl, daß seine Lage gefährlich wurde, und dachte daher an den Rückzug, der ihm zum Glück ohne Verlust an Mannschafft auch gelang. Doch blieben zwei ganz gefattelte und gezäumte Pferde, zwei Karabiner und zwei Vournus seiner Spahis in den Händen der Araber, welche diese Siegelzeichen dem besreiten Seher zu Füßen legten, der nicht ermangelte, solches als eine gute Vorbedeutung anzupreisen.

Unter den Arabern machte dieser Vorfall großes Aufsehen; sie sahen in der Befreiung des alten Sehers aus der Gewalt der Christen die schützende Hand Gottes, und der Glaube an die Wahrheit seiner Sendung wuchs mit der Zahl seiner Anhänger.

In Folge des fast muthwillig herbeigerufenen Streites hatte im höchsten Sommer ein Angriff auf Zaatscha Statt, der von dem Obristen Carbuccia, Ober-Kommandant von Batna, befehligt wurde. Trotz der Tapferkeit der französischen Krieger, schlug dieser Angriff fehl; denn innerhalb der Ringmauer, die das Dorf umgab, hatten die Einwohner, einen Sturm befürchtend, noch einen zweiten Schutzwall erbauet, von dem die Belagerer nichts wußten. Unsere muthigen Soldaten, die außer den Kugeln der hinter der Mauer gesicherten Araber, auch eine gräßliche Hitze von 50 Grad zu erdulden hatten, stürzten in Menge nieder, und Obrist Carbuccia sah sich genöthigt, zum Rückzug blasen zu lassen. Bei diesem verheulenen Angriff zeichnete sich besonders durch seinen Muth und seine Kaltblütigkeit der Kommandant Saint-Germain aus, der gewöhnlich in Biskara befehligte, derselbe vor welchen Vou-Zian durch den Offizier Seroka gebracht werden sollte.

Solch ein verfehlter Angriff, oder eine Schlappe, wie man's auch nennt, ist für die Franzosen

in Algerien immer von schlimmen Folgen, denn der Fanatismus unterläßt nicht, dadurch die Hoffnungen und den Muth der Araber wieder anzufachen, und sie gegen die Christen aufzustacheln. Die Einwohner mehrerer Dafen, die bereits Frankreich sich unterworfen und Tribut bezahl hatten, empörten sich, unter andern die aus der Dase Lichana, in welcher gar prächtige Teppiche gewirkt werden, die ihren Namen berühmt machten. Die Stämme der Araber aus den Bergen des Aures griffen ebenfalls zu den Waffen, und zogen kampfgewüstet herab in die Ebene, auf die verhafteten Franzosen los. Die Empörung nahm gänzlich einen religiösen Charakter an, und wurde dadurch um so bedenklicher und drohender.

Im Monat September zog ein Theil der empörten Bergbewohner aus Biskara los, wo der tapfere Kommandant Saint-Germain sich befand. Bou-Zian und ein Häuptling aus den Bergen führten den Trupp an. Vielleicht wäre es klüger gewesen, wenn die Franzosen den nahenden Feind in der Festung selbst erwartet hätten, allein Saint-Germain konnte dem Drange nicht widerstehen, mit seinen Soldaten, einige Hundert an der Zahl, muthig drauf los zu ziehen. Sechs Stunden von Biskara, bei Serjana, einer fruchtbaren, wasserreichen Dase, stieß er mit den Arabern zusammen, es war am 17. September, und nach einem kurzen Gefechte suchten diese durch eine schleunige Flucht vor Gefangenschaft oder dem Tod sich zu retten.

An der Spitze einiger Reiter verfolgte Saint-Germain die Flüchtigen. Die Dafen sind gewöhnlich von zahlreichen Bewässerungs-Kanälen, Seguia genannt, durchschnitten; an solch einen Graben, der breiter war als gewöhnlich, gelangten die Franzosen; Saint-Germain setzte mit seinem vortrefflichen Pferde ohne Bedenken hinüber, doch die Pferde seiner Begleiter häumten sich und wollten den Sprung nicht wagen, so daß der kühne Anführer sich ganz allein mitten unter den nach seinem Blute lechzenden Arabern sah. Heldenmüthig blickte der Kommandant seinem sichern Untergang entgegen, hieb noch einige Feinde nieder, bis ihm eine Kugel in den Kopf fuhr, die ihn plötzlich, ohne Schmerzen, todt niederstreckte.

Als die Nachricht von Saint-Germains Tod in die Stadt Constantine gelangte, da beorderte General Herbillon die ganze Besatzung, ein Bataillon vom 8ten Linienregiment ausgenommen, zu einem neuen Zuge gen Zaatscha. Der General übernahm selbst den Oberbefehl

über dieses kleine Heer, das aus ungefähr 5000 Mann bestand. Ohne Säumen wurde aufgebrochen und auf die Dase losmarschirt. Dort angekommen, hatten die Belagerer einen harten und gefährlichen Stand. Durch die Einwohner der umliegenden Dafenörfer war die streitbare Mannschaft von Zaatscha auf 3000 gestiegen, die bereit waren in ihrem blinden Fanatismus Alles zu wagen, Alles aufzubieten. Beim ersten Angriff gab's bei den Franzosen nicht weniger als 33 Offiziere, die theils erschossen, theils verwundet wurden, denn die Belagerten hatten aus ihren Schießscharten meistens auf die Träger goldener oder silbener Epauletten gezielt. Unsere tapfern Soldaten mußten vom Sturm ablassen, und General Herbillon sah wohl ein, daß er die Belagerung Zaatschas in aller Form und nach den Kriegsregeln vornehmen müsse.

Jetzt wurden die Laufgräben eröffnet, und man versuchte Minen zu graben, zum Sprengen der Mauern, was aber nicht gelingen wollte, da der Boden zu weich und zu süssig war. Zum Unglück für unsere wackeren Krieger dauerte die unerträgliche Sonnenhitze bis zu Mitte Oktobers fort, immer 47 bis 50 Grad. Man kann sich denken, was sie da auszustehen hatten. Sobald sich einer außerhalb der Laufgräben auf Schußweite blicken ließ, so war er seines Lebens nicht sicher, denn unter den Belagerten waren geschickte Schützen, die ihren Mann mit geübtem Auge auf's Korn nahmen und ihm das Lebenslicht ausbliesen. Da die Pulverminen nicht gelingen wollten, versuchte man mit großem Geschuß eine Bresche in die Mauer zu schießen, womit man am 19. Oktober zu Stande kam.

Am folgenden Tage, um sechs Uhr Morgens, ließ General Herbillon abermals zum Sturm blasen, der aber wieder nicht mit glücklichem Erfolg gekrönt wurde. Obrist Carbuccia besand sich an der Spitze der stürmenden Colonne, die aus 25 Sapeurs vom Genie, einer Grenadier-Kompagnie des 2ten Regiments der Fremdenlegion und einer Kompagnie des 5ten Bataillons der Jäger zu Fuß bestand. Als die Vordersten der Sturm-Colonne die Bresche erstiegen hatten, befanden sie sich erst, bevor sie in die Dase eindringen konnten, am Fuß einer zweiten Mauer, die durch die verzweifeltten Anstrengungen der Araber umgestoßen und auf die Anstürmenden gestürzt wurde, die sich zu gleicher Zeit von einem mörderischen Kugelregen begrüßt sahen. Vierzehn Mann fielen todt nieder, vierzig wurden verwundet, und die Colonne sieht sich gezwungen, vom Sturme abzulassen, und in den Laufgräben

Schutz vor den Kugeln zu suchen. Um die nämliche Stunde drang der Obrist Dumontez, vom 43sten Linienregiment, an der Spitze seines ersten Bataillons und einer Abtheilung vom Genie, auf einer andern Seite muthig gegen das feste Dorf vor. Vergebens aber war auch dieser Angriff; unsichtbare, versteckte Feinde sandten ihnen den Tod aus ihren langen Feuerröhren zu, und ein schlammiger Graben, worin unsere tapfern Krieger bis an die Achseln versanken, war und blieb ein unbefiegbares Hinderniß. Bereits waren acht Offiziere todt oder verwundet umgesunken, und auch eine große Anzahl muthiger Soldaten. Da mußte der General nothgedrungen den Befehl zum Rückzuge geben, der unter dem immerwährenden Feuer der Araber vor sich ging. — Trotz dieses Mißgeschicks war aber der Muth noch nicht gesunken! Am andern Tage wurde Zaatscha noch enger eingeschlossen; höher liegende Batterien, aus denen man den Fuß der Ringmauer beschießen konnte, wurden errichtet und neuer Vorrath an Kriegsbedarf verlangt, der aus Batna herbeigeschafft ward. Aber der Muth und die Todesverachtung der belagerten Araber waren auch gestiegen, und wildes Siegesgeschrei tönte hinter den Mauern der Dase hervor. Sie wagten sogar einige Ausfälle, die aber jedesmal siegreich zurückgeschlagen wurden.

Unterdessen zog General Herbillon noch mehr Truppen an sich, um die Belagerung nicht allzu sehr in die Länge ziehen zu müssen, so daß zuletzt sein Heer aus 11,000 Mann bestand, die ihren Lebensbedarf aus den umliegenden, feindlich gesinnten Däsen bezogen, versteht sich mit bewaffneter Hand und daher ohne Zahlung noch Dank. So kam der Monat November herbei, und mit ihm die nassen, ungesunden Regentage, die das Fieber nach sich zogen und viele Soldaten auf's Krankenlager warfen, das nicht selten zu ihrem Sterbelager wurde.

Wir wollen jetzt, liebe Leser, diesen Schauplatz des Schreckens und des Todes auf einen Augenblick verlassen, und geschwinde als mit der Eisenbahn; nämlich in Gedanken, nach Paris uns begeben in die Kammer der gesetzgebenden Versammlung, woselbst wir etwas Wichtiges werden zu hören bekommen. Es ist zu Anfang der Sitzung vom 7. Christmonat 1849; der Kriegsminister besteigt die Rednerbühne und liest der Versammlung folgende telegraphische Depesche vor, die am 2ten von Algier abgesandt wurde: „Am 26. November, Morgens um 8 Uhr, ist Zaatscha mit Sturm genommen worden. — Bou-Zian und der Scherif Si-Moussa, Bou-

Amad und alle Vertheidiger, sieben- bis achthundert an der Zahl, haben bis auf den letzten Mann sich tödten lassen. — Unser Verlust beträgt dreißig bis vierzig Todte, worunter drei Offiziere, und ungefähr hundert und fünfzig Verwundete, worunter sechs Offiziere.“

Diese Nachricht brachte in der Versammlung einen tiefen, ja schmerzlichen Eindruck hervor, und gewiß macht sie auch auf uns einen solchen. Wie viele Menschenleben mußten vernichtet werden, bis der Telegraph die Siegesbotschaft durch die Lüfte schicken konnte! Und alles dieß, um ein armseliges Nest einzunehmen, dessen Bewohner sich empört und mit verzweifeltm Muth bis auf den letzten Mann vertheidigt hatten! Wie wurde da die Mahnung unseres Heilandes beachtet: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel; denn Er läßt Seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ — Doch stille! der Hinkende Bote will jetzt keine Predigt halten, sondern noch die näheren Umstände der Einnahme Zaatscha's erzählen, wie er solche in den öffentlichen Blättern berichtet fand. Also zum Schluß:

Am 26. November, Morgens um 8 Uhr, hatte das grobe Geschütz und die Laufgräben drei Breschen zugänglich gemacht, und augenblicklich stürmten drei Colonnen, von 800 Mann jede, mit größter Begeisterung auf sie ein. An ihrer Spitze die Obristen von Barra l, von Canr o b e r t, und der Obrist-Lieutenant von L o u r m e l, vom 8ten Linienregiment, während der Kommandant B o u r b a k i, mit einer vierten Abtheilung, die Berennung Zaatscha's unterdessen vervollständigte. Mußte man einerseits den unerschrockenen französischen Soldaten seine Bewunderung zollen, so konnte man auch andererseits den todesmuthigen Arabern ihren Ruhm nicht streitig machen, den sie durch diese beispiellose Vertheidigung sich erkämpften. Sechs volle Wochen hatten sie der Kriegskunst und der Tapferkeit der Franzosen widerstanden. Doch trotz der Verzweiflung und der Todesverachtung dieser Söhne der Wüste, waren binnen einer Stunde sämtliche Straßen und Terrassen von den sieghaften Stürmern besetzt; allein damit war die harte Aufgabe noch nicht zu Ende. Von Haus zu Haus mußten die Araber angegriffen und vertrieben werden, was wieder förmliche Belagerungen erheischte. Nur durch das Sprengen mit Pulver konnte man bei den meisten Wohnungen etwas ausrichten. Natürlich flogen mit den Häusern auch ihre



Das erfürnte Saatscha in der Wüste.

Vertheidiger in die Luft. Viele Franzosen büßten ebenfalls hier ihr Leben ein. Aus den rauchenden Trümmern knallten noch, sogar vier Stunden nach der Einnahme, einzelne Schüsse hervor, die auf die Franzosen gemünzt waren. Mittlerweile ging's draußen zwischen der Colonne des Kommandanten Bourbasi und den Männern aus der Dase Lichana gar blutig her. Keiner der fanatischen Genossen Vou-Zian's begehrte Pardon, sie ließen sich alle, bis auf den letzten Mann niederhauen. Ueber 800 Leichen bedeckten den Kampfplatz.

Vou-Zian, seine beiden Söhne und der Sche-rif Si-Moussa-Vou-Umad, der vor einiger Zeit schon im Süden von Medeah die Araber gegen die Franzosen aufwiegelte, vertheidigten sich in wilder Verzweiflung am längsten. Von Haus zu Haus sich zurückziehend, hatten sie endlich Vou-Zian's Wohnung erreicht, wofelbst sie zu sterben beschloßen. Vom Ergeben wollten sie nichts hören, und wiesen alle Vorschläge mit Hohn zurück. Auch dieser Schlupfwinkel mußte in die Lüfte gesprengt werden, und unter den Trümmern fanden sie alle den Tod. Zum warnenden und drohenden Zeichen für die Araber wurden die Köpfe dieser Anführer vom Kumpfe getrennt und im französischen Lager aufgestellt, und somit war der schreckliche, vererbliche Kampf beendet, der einer Pariser Zeitung zu folgenden beherzigenswerthen Bemerkungen Anlaß gab:

„Mit diesem Kampf ist noch nicht Alles zu Ende; es wird der Anstrengungen noch mehr bedürfen. Während die Araber von Dorf zu Dorf die Kunde weiter erzählen werden von der furchtbaren Züchtigung, welche die Aufrührer traf, wird das Heer noch viel zu thun haben, bis zu des Landes vollständiger Beruhigung. Mögen alle diese Ereignisse, durch welche Algier in so schmerzlicher Weise unsere Aufmerksamkeit wieder in Anspruch genommen, der französischen Regierung für die Folgezeit zur Lehre dienen. Bei Ankunft von Friedensnachrichten vergessen wir, in Frankreich, allzuleicht, daß drüben in Afrika drei Millionen Araber und Kabylen, muthige Söhne der Wüste, uns argwöhnisch und lauernd gegenüber stehen, die den Glauben haben, daß der Tod im heiligen Kriege, im Kriege gegen Christen, zur Sündenvergebung und zur verheißenen Seligkeit im Paradies ihres Propheten führt. Ohne Zweifel ist Colonisirung von Nothen, und aus allen Kräften muß darauf hingearbeitet werden, daß der Plan der Niederlassung und festen Begründung einer mächtigen christlichen Bevölkerung in jenen öden Steppen sich verwirklichen könne;

doch darf bei allen ergriffenen Maßregeln, bei Gesetzen und Verfügungen, die auf Algerien Bezug haben, nicht außer Acht gelassen werden, daß kaum 120,000 Europäer daselbst sich befinden, mit andern Worten, daß alles sorgfältig zu vermeiden ist, was das zur Beherrschung der Araber unerläßliche Autoritäts-Prinzip schwächen könnte. Vergessen wir nicht, daß von dem Tage an, da sie glauben sollten, Schwäche bei uns entdeckt zu haben, die Sicherheit, dies erste Element zum Gedeihen der Colonisten, verschwinden würde. Stark und gerecht, dies sey Frankreichs Wunsch.“

Schließlich bemerkt der Hinkende Bote noch, daß General Herbillon drei arabische Fahnen, die in Zaatscha erobert worden, als Siegestrophäen nach Paris sandte. Vermuthlich ward diesen Fahnen eine Stelle im Invalidentome angewiesen.

Des Verschwenders Heimkehr.

(Mit einer Abbildung.)

Der Hinkende Bote will hier dem Leser eine Erzählung mittheilen, die gar nicht zum Lachen stimmt. Man kann ja nicht immer lustige Sachen erzählen; auch das Lachen würde am Ende verleben und einem zum Ekel werden, und ein Spruch aus der Bibel sagt: Alles hat seine Zeit. Lehrreich wird diese wahre Geschichte jedenfalls seyn, und Jeder kann davon herausnehmen, was ihm für sich selbst nützlich und passend scheint. Stille also, geneigte Leser, die Erzählung beginnt:

In einem Landstädtchen des Elsasses, dessen Namen der Bote für sich behalten will, lebte eine arme Waise, die schon in früher Kindheit ihre Eltern verloren hatte. Einsam und verlassen wäre sie gewesen, hätte nicht der gute Gott, der barmherzige Vater der Wittwen und Waisen, das Herz edler Menschen gerührt, die freundlich der Alleinstehenden sich annahmen. Durch ihre vermittelnde Unterstützung wurde es Gretchen, so hieß die Waise, möglich, das Nähen und das Kleidermachen zu erlernen, worin sie es bald zu großer Fertigkeit brachte, was ihr im Städtchen viele Kunden verschaffte. Zudem war Gretchen von angenehmem Außern und führte einen musterhaften, sittlich-jungfräulichen Wandel, dem auch die fittigste Zunge nichts anhaben konnte. Manche reiche Bürgerstöchter beneidete heimlich die arme Dirne um ihr liebliches Gesichtchen, aus dem zwei freundliche blaue Augen heraus-

schauten. — In der kleinen Wohnung, die Gretchen inne hatte, war Alles so reinlich und säuberlich, Alles in schönster Ordnung, daß es einem ordentlich wohl that, in diesem heimlichen Stübchen zu seyn.

Gretchen wuchs zur mannbaren Jungfrau heran, und zog die Blicke der meisten Söhne des Städtchens auf sich, sogar der vornehmsten, die lüftern nach der schönen Näherin schauten. Man sagt, die Mädchen merken nichts besser, als so was, und auch Gretchen hatte es bald weg, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit der Jünglinge auf sich zog. Dieß verdrehte der Armen den Kopf; sie wurde eitel und eingebildet und meinte, es müsse doch wirklich etwas Besonderes mit ihr seyn. Sie fing an, mehr Geld und mehr Sorgfalt auf ihren sonst so einfachen und bescheidenen Anzug zu verwenden, zierte und spreizte sich mehr, wenn sie durch die Straße ging; kurzum, der Hochmuths- und Eitelkeits-Teufel war in die vormals so sitzsame Dirne gefahren, was den guten ehrlichen Leuten, die in Liebe sich ihrer angenommen, gar nicht gefallen wollte. Bedenklich schüttelten sie die Köpfe und versuchten das Mädchen durch wohlmeinende Worte und Vorstellungen vor den Gefahren der Eitelkeit zu warnen. Freilich war unter den Burschen, die verlangend nach Gretchen schauten, auch manche redliche Seele; mancher wünschte nichts sehnlicher, als das arme Mädchen heimzuführen zu dürfen als liebe Hausfrau; allein keiner noch wollte ihr so ganz gefallen; der Rechte war noch nicht gekommen.

Besonders Einer war da, der Gretchen so recht aus tiefem Herzensgrund liebte, und der nichts inniger wünschte, als ihr das Leben als wackerer Gatte recht angenehm und erfreulich zu machen; nämlich der Weber F r i z, ein stiller und fleißiger Jüngling, der aber die Kunst nicht verstand, eiteln Mädchen den Hof zu machen. Mit diesem wäre Gretchen gewiß glücklich gewesen in der Ehe; allein sie sah ihn über die Achseln an und konnte seine stille Liebe nicht verstehen. So geht's leider oft! Treue, redliche Bursche lassen die eiteln Dirnen laufen, weil sie nicht so süß und neumodisch thun können, oder weil sie kein so hübsches Gesicht haben, wie der oder jener Stutzer, weil sie nicht so schön von Liebe schwatzen oder so leicht tanzen können, wie ein Windbeutel; und zudem erhält solch eine ehrliche Seele noch das Lob: Der Simplex soll mich ungeschoren lassen! Der Dollweck kann daheim bleiben! O ihr eiteln Jungfern, die ihr eine solche Sprache führet, laffet euch vom Sinkenden Vo-

ten warnen; laffet euch Gretchens Geschichte zum schreckenden Beispiel dienen! —

Seit einiger Zeit war ein Spengler, den wir Jakob Leidig nennen wollen, aus der Fremde heimgelommen, und wollte sich jetzt in seinem Geburtsort niederlassen. Seine Eltern hatten ihm ein eigen Haus und Hof hinterlassen, und sonst noch Vermögen dazu, und er ließ nun den Wunsch laut werden, daß er sich gerne eine Frau nehmen würde, wenn er im Städtchen etwas Rechtes fände, das ihm anständig wäre. Da gab's eine wahrhafte Revolution unter den heirathsfähigen Jungfrauen; Jede suchte vor dem Spengler sich geltend zu machen, damit er sie ausuche und zum Altare führe.

An einem Sonntag-Nachmittag war Gretchen mit einer ihrer Freundinnen, die vor einigen Monaten den Schreiner Philipp geheirathet hatte, und in Gesellschaft dieses Lehrern, in einen vor dem Städtchen gelegenen öffentlichen Garten gegangen, worin gewöhnlich getanzt wurde. Der reiche schmucke Spengler befand sich auch dafelbst; Gretchen sah ihn heute zum ersten Male seit seiner Heimkehr, und bei seinem Anblick wachte ein ganz eigenthümliches Gefühl in ihrem pochenden Herzen auf, und allerlei Wünsche und Hoffnungen wurden rege. Jakob Leidig war ganz prächtig gekleidet, und hatte feine, glatte Manieren.

Aus dem ist etwas Rechtes geworden, dachte Gretchen, und die junge Schreinersfrau sagte: „Hast du den hübschen Pariser schon gesehen, Leidig's Jakob? Was der sonst für ein ungehobelter Bursche war, und wie zierlich sieht er jetzt aus! Man merkt's doch gleich, wenn einer in Wien und Berlin oder gar in Paris war. Das gäbe so ein Männchen!“ — Dem Gretchen schoß bei diesen Worten das Blut vollends siedend-heiß in die Backen, und sie sagte still vor sich hin: „Ja leider, der kümmert sich nicht um eine arme Waise!“ Da trat der Weber F r i z, der sie so recht von ganzem Herzen, aber still und schüchtern liebte, bescheiden heran und fragte, ob Gretchen ihm wohl die Freude machen wolle, einen Walzer mit ihm zu tanzen?

Obgleich Gretchen den linksins Weber nicht leiden konnte, sagte sie dennoch ganz in Gedanken zu, reichte ihm die Hand und das Paar flog nun im raschen Wirbel dahin. Was das eitle Mädchen heimlich wünschte, als sie dem F r i z den Tanz zusagte, geschah; die hübsche, sinke Tänzerin machte des Spenglers Aufmerksamkeit rege, und neugierig und verwundert fragte er einen neben ihm stehenden Freund: „Ist das

Mädchen, welches dort mit dem Fritz tanzt, von hier?“ — „Wie kannst du nur so fragen,“ war die Antwort, „kennst du denn Amberger's Gretchen nicht mehr?“

„Comment!“ rief Jakob verwundert aus, „so was hätt' ich bei uns nicht gesucht; die tanzt ja wie die vornehmste Pariserin!“

Der Tanz ging zu Ende und Fritz führte seine Tänzerin an den Tisch, wo die jungen Schreinersleute saßen, bedankte sich recht schön und zog bescheiden sich wieder zurück.

Bald darauf trat der Spengler heran, machte einen neumodischen Bückling und richtete an Gretchen die zierlichen Worte: „Mademoiselle, kann ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Ihnen zu tanzen?“

Gretchens Wangen glühten in einem noch höherem Roth, es wurde ihr fast enge um's Herz, und kaum hörbar lächelte sie: „Recht gerne, Herr Leidig!“ und dieß war gewiß keine Lüge. Leidig entfernte sich wieder bis zum Beginne der Musik. „Der besitzt Lebensart und seine Conduiten!“ lobte Lene, die junge Schreinersfrau; „das ist ja ein ganz galanter Mensch. Man sieht's einem doch gleich an, wenn man brav herumgereist ist, und in Berlin, oder gar in Paris war!“

Diese Worte ärgerten gewaltig den ehrlichen Schreiner, dem sein Handwerk lieber war, als die feinsten Manieren eines Stuzers, und unwillig entgegnete er seinem lobenden Weibchen: „Gelt, ich merk's schon, solch ein aufgeblasener Winbbeutel wäre dir auch lieber als ein braver Mann, der besser arbeiten als Komplimente zu machen weiß. Am Ende reut's dich, daß du nicht mehr ledig bist!“ — Lene ließ das Mäulchen hängen, und die jungen Eheleute schmolten mit einander; der Hinkende Bote kann nicht bestimmt sagen, ob's eben das erste Mal war.

Jetzt ertönte die Musik. Leidig holte Gretchen, und das hübsche Paar tanzte auch gar zu hübsch, so daß die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregt wurde, und mehrere Stimmen „Solo!“ riefen, „Leidig und Gretchen sollen allein tanzen.“ — Und das flinke Pärchen schwebte allein und ungestört durch die weiten Räume des Saales, und die Augen der Zuschauer folgten ihm in höchster Bewunderung.

Von jetzt an tanzte der Spengler nur noch mit Gretchen. — Auch Frau Lene hätte für ihr Leben gern getanzt; allein ihr Mann trugte noch von verhin, war nicht zum Walzen aufgelegt und ließ das Weibchen sitzen. Da merkte Lene, daß es Zeit sey, wieder einzulenzen, denn ein so guter Mann der Philipp auch war, so vergaß

er's nicht leicht, wenn er sich in seiner Ehre gekränkt fühlte. „Ich muß wieder gutes Wetter und einen heiteren Himmel machen,“ sagte die Schreinerin bei sich selbst, und in diesem Stück ging sie auch dem besten Kalendermacher nicht aus dem Weg. Sie begann wieder freundlich zu thun und zu plaudern mit dem Troklopf, der den süßen Worten nicht widerstehen konnte, und als wieder frisch zu einem Walzer aufgespielt wurde, trat auch das junge Ehepaar in die Reihe der Tanzenden.

Um acht Uhr brachen die Schreinersleute auf, und Gretchen mit ihnen. Leidig hatte die Ehre sich erbeten, seine Tänzerin nach Hause begleiten zu dürfen, und sagte dem Mädchen unterwegs so viele Schmeichelworte vor, daß sie gar nicht mehr wußte, wo ihr das Köpfchen stand. Sie war ganz überglücklich, ganz voll glänzender Hoffnungen. Leidig bedauerte die allzu große Ehrbarkeit der Vaterstadt, die verlangt, daß man schon um acht Uhr nach Hause müsse, wo doch die wahre Plästr erst recht angehe. „Uebrigens,“ meinte er seufzend, „ist's mit meinem Uergnügen für heute nun aus, da Sie, Mamsell Gretchen, nicht mehr beim Tanze sind. Ich werde drum auch nach Hause gehen. Schlafen Sie recht wohl!“ — Hierauf entfernte er sich mit einem zärtlichen Händedruck, ging aber nicht heim, sondern geradezu auf den Tanzplatz zurück, um sich noch bis spät in die Nacht hinein herumzutreiben. Da traue man den falschen Männern! wird wohl manche schöne Leserin ausrufen, und der Bote setzt hinzu: Trau, schau wem!

Am Montag-Morgen schlief Jakob Leidig gemächlich seine Müdigkeit und das Räuschchen aus, das er sich nach Gretchens Heimkehr beim Tanze noch angetrunken hatte, und bereits saß Frau Lene bei Gretchen, um vom schönen Sonntag und seinen Freuden zu plaudern. Man hätte glauben sollen, der Spengler habe ihr ein Geschenk gemacht, damit sie ihn recht loben möge bei dem verblendeten Mädchen und den Kopf ihm vollends verrücke, so frönte sein Lob von ihren Lippen, und Gretchens eitler Sinn nahm solches nur allzu gern und leicht auf.

Die auf dem Tanzplatz beim raschen Walzer geschlossene Bekanntschaft, nahm auch schnellen und raschen Fortgang, und schon nach vierzehn Tagen hieß es im ganzen Städtchen: „Amberger's Gretchen und Leidig's Jakob sind Brautleute.“

„Glückliches Gretchen!“ sagten halb neidisch die seufzenden Jungfern und die Schreinersfrau.

„Arme's Gretchen!“ klagten die Leute, die's gut mit ihr meinten, und die tiefer sahen und mehr Menschenkenntniß besaßen. Sie merkten an den Gebern, was der flotte Spengler für ein Vogel war. Ein Handwerksmann, der lieber mit gewickelten Stiefeln und im Sonntagsrocke, einen Hut nach der neuesten Mode auf'm Kopf, durch die Straßen stolzierte, statt mit der bescheidenen Schürze, erweckt nicht viel Vertrauen zu seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit.

Gretchen wurde von mehreren Seiten gewarnt; allein wenn man sehnlich etwas wünscht, so hat man für Warnungen kein offenes Ohr, oder läßt sie zu einem hinein und zum andern hinausgehen; denkt vielleicht auch, es ist der pure Neid und die Mißgunst, die solche Sachen aufbringen; kurzum, man will nicht gewarnt seyn und ein guter Rath kommt ungelegen. —

Nach der Hochzeit, bei der's herrlich und in Freuden zugeht, richtete der Spengler seine Werkstätte ein, um zu — faulenzeln. Er war ein großer Freund vom Langschlafen, oder hielt, wie man zu sagen pflegt, gewaltig viel auf liegende Güter; auch dem Spazieren- oder Wirthshausgehen war er hold. Während Gretchen, die das Kleidermachen beibehalten, daheim bei ihren Kunden fleißig zuschnitt und nadelte, und dabei dachte, daß ihr Mann in seiner freundlichen Werkstätte auch rüstig Blech zuschneiden und mit dem Hammer klempern oder löthen würde, saß der mit leichten Kameraden beim Schoppen, mischte die Karten oder spielte wohl gar den ganzen Nachmittag auf dem Billard. Statt nur den Montag, machte er jeden Tag der Woche blau.

Gretchen fing endlich an hell zu sehen, nahm sich ein Herz heraus und machte ihrem Manne liebreiche Vorstellungen ob seines unregelmäßigen Betragens. Der aber entgegnete kurz und barsch: „Meinst du, ich bin heimgekommen, um mich in unserm langweiligen Neste krumm und buckelig zu arbeiten? Daraus wird nichts!“ — Dieß war der erste Windstoß, der in das eheliche Glück fuhr. Bald ging der Wind in Sturm über, und es stürmte fast täglich. Jakob wollte gut essen, tapfer trinken und nichts arbeiten. Es dauerte nicht lange, da mußte Gretchen schon Trink- und Spielschulden bezahlen, und an einem schändlichen Tag kommt sogar der Jude Levy, und forderte die Zinsen von seinem Darlehen.

Gretchen glaubte in die Erde versinken zu müssen. „Was für Zinsen? Was für geliebnes Geld?“ fragte sie, zitternd am ganzen Körper. „Mei,“ sagte Levy, „stell' Sie sich mit kurios.

Sie weiß doch, daß ich ein Hypothekchen habe?“

„Hypothek!“ jammerte die Arme; „was hat mein Mann denn verkehrt?“

„Gott's Wunder!“ rief der Jude, „was wird er verkehrt haben? Haus und Hof und seine Paar Aeckerchen. Hab' ich ihm doch zwölfhundert Gulden drauf vorgeschossen, als er nach Paris ging. Dort ist ein heiß Pflaster, das Durst macht, und vom Wasser gib't's Bauchgrimmen; der Kleiderstaat kostet auch sein schön Geld, und mit Spazierengehn werden keine Zinsen bezahlt. Hab' mir's schon lange vermutet, daß es endlich so kommen würde!“

Ueber Gretchens todtbleiche Wangen rieselte Thräne um Thräne; sie ging ganz trostlos zu ihrer Freundin Lene, und klagte das neue Herzeleid. Die Schreinerin rief ihren Mann aus der Werkstätte, theilte ihm die Geschichte mit, und sagte, als sie fertig war: „Nicht wahr, Philipp, wer hätte das denken sollen!“

„Je nun,“ erwiderte Philipp, „der besitzt Lebensart und feine Conduiten! man sieh't's einem doch gleich an, wenn man in Berlin oder gar in Paris war!“

Frau Lene verschluckte geduldig die bittere Pille, die sie an den Tanzsaal erinnerte, und Gretchen schlich weinend nach Hause.

Dort gab's nun recht traurige Auftritte. Der Jude ließ Haus und Hof und Aecker versteigern, und die Spenglersleute zogen in die Miethe. Aber Leidig besserte sich nicht. Seit dem lustigen Hochzeitstage, wo der Himmel voller Daßgeigen hing, bis auf diese traurigen Zeiten, hatten vier Kindlein sich gemeldet, die auch ernährt seyn wollten, und die ganze Noth lastete auf der armen Mutter; sie mußte für den Mann und für die Kinder das Brod verdienen. Ihre alten guten Freunde hatten wohl Mitleid, und thaten was sie konnten; allein es half nichts, denn der erzlieberliche Mann brachte alles durch. Fluchen und Schwören, Hader und Zwietracht, zuletzt sogar rohe Mißhandlungen und Schläge, wenn die Frau nicht genug verdiente, waren das tägliche Brod, und aller Gottesseggen wich von ihnen.

So ging's noch eine Zeitlang fort, bis es an einem schönen Morgen im ganzen Städtchen hieß: „Der Spengler Leidig ist auf und davon, und hat Frau und Kinder sitzen lassen!“ Und so war's auch. Zudem hatte der Gottvergessene vom ältesten Kinde ausgekundschaftet, daß die Mutter heimlich Geld zurückgelegt, mit dem sie den Hauszins bezahlen wollte; auch den Ort, wo der Sparspennig versteckt war, wußte der Elende herauszuforschen, und mit ihm war zugleich die

kleine, mit saurem Schweiß verdiente Summe verschwunden, an der die arme Frau so lange zusammengesparrt hatte.

Von dem schlechten Gatten und Vater gelangte keine Nachricht in das Städtchen, und auch kein Mensch forschte nach ihm.

Für Gretchen und ihre Kinder war dieses plötzliche Verschwinden ein Glück; die Mildthätigkeit griff der Armen christlich unter die Arme, und Arbeit bekam sie vollauf. Es hätte noch Alles gut gehen können, hätte nur Gretchens rastloses Schaffen und ihr ewiges G. bückstügen ihre Brust nicht allzu sehr angegriffen. Lange schon war sie bleich und abgehärmt, allein jetzt stellte sich auch e'n trockenes Hüfteln ein, daß gar bedenklich wurde. Mit übermenschlicher Gewalt hielt sie sich aufrecht; Mutterliebe besiegt Alles — nur den Tod nicht; und dieser hatte sich an Gretchens Fersen geheftet, und keine Kunst des Doktors und keine Arznei konnten ihn vertreiben.

Als mit dem Herbst die Blätter von den Bäumen sich lösten, da fielen sie auch auf den Weg, der bald zu Gretchens stillen Grabe führen sollte. Sie fühlte, wie der Tod immer näher und näher rückte, und die Sorge um ihre armen Kinder stand riesengroß vor ihr. Die Schreinerin, die im G. unde ein gutes Herz hatte, war ihr auch im Unglück eine treue Freundin geblieben, und kam ihr fast täglich mit Rath und That zu Hilfe, besonders da daheim keine eigenen Kindlein ihrer nöthigt waren. Frau Lene wußte um allen Kummer und um alle Sorgen der verlassenen Mutter. — Da kam der Schreiner Philipp eines Tages zu Gretchen, und sagte gutmüthig: „Ich habe keine Kinder, und meine Frau hat zum Theil, zwar ohne Willen und Absicht, daran geholfen, dich in's Unglück zu stürzen; ich will ihre Schuld in etwas gut zu machen suchen, und wann's dir recht ist, Gretchen, dein kleines Mädchen, die Sophie, an Kindesstatt annehmen. Mit Gottes Hilfe werde ich's erziehen, daß es nicht“ — hier brach Philipp schnell ab, denn er fühlte, daß er etwas sagen wollte, was der ehemaligen eit. In und hoffärtigen Jungfrau ein bitterer Vorwurf gewesen wäre. Er verschluckte daher das harte Wort und schloß seine Anfrage mit der Versicherung: „Kurzum, Gretchen, ich will's gottesfürchtig erziehen, und für es sorgen, als wär's mein eigenes Kind. Willst du?“

Und ehe noch Gretchen Worte finden konnte, ihren Dank auszusprechen, klopfte es leise an die Thüre und der Weber Fritz trat herein, der ein angesehener Mann geworden und mit mehreren Gesellen arbeitete. Als er das abgehärmte Gret-

chen sah, daß er einst so treu und fromm und herzlich geliebt, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Fritz war einer von denen, die nur einmal, aber innig und aufrichtig lieben; darum hatte er auch keine Andere heirathen wollen. — Ueber Gretchens todtblasse Wangen flog bei des Webers Eintritt eine leichte Röthe. Auch sie mußte weinen. Nachdem Fritz einige Fassung erlangt, sagte er: „Gretchen, ich habe Niemand in der Welt, der mich lieb hat. gib mir eines deiner Kinder! Ich will's so lieb haben wie ... seine Mutter!“ setzte er in Gedanken hinzu, und endigte mit den Worten: „Ich werde es gut und christlich erziehen, und es soll mein Erbe seyn, wenn ich einst einsam sterbe!“

Gretchen faltete betend die Hände und blickte dankbar gen Himmel; wohl mögen in ihr stillen Gebet auch folgende Worte mit eingeflossen seyn: „Vergib mir, Herr, daß ich die e'se's Herz in meinem Hochmuth von mir stieß!“

Nunmehr konnte die franke Mutter dem Tode ruhig entgegensehen; wußte sie doch jetzt alle ihre Kinder versorgt. Die beiden ältesten, zwei Knaben, waren bereits seit einiger Zeit untergebracht worden; der Erstgeborne, der wie der Vater, Jakob hieß, befand sich als Lehrling bei dem vornehmsten Spezereihändler des Städtchens, und den Zweiten hatte ein weitloser Vetter zu sich genommen, der in dem benachbarten Marktsteden das Sattlerhandwerk betrieb, und eben einen Lehrlingen wünschte. „Gott, dein Wille geschehe!“ betete Gretchen jetzt voll frommer Ergebung.

Als der kalte Novemberwind über die Stoppeln blies, da grub der Todtengräber Gretchens kühles Ruhebett, in dem sie nun geborgen lag vor des Lebens Leiden und Sorgen. Im ganzen Städtchen hieß es: „Sie war eine brave Frau, und mußte schwer büßen für die Eitelkeit ihrer Jugend. Möge Gott ihrer Seele den längst entschundenen Frieden wieder schenken!“ —

Ein Jahr um das andere verging. Die drei jüngeren Kinder Gretchens gerietzen recht gut; nur der Älteste hatte ein störrisches, hartes Gemüth, und die Leute sagten: Das ist doch der leibhaftige Jakob Leidig! Er gleicht auf's Haar seinem Vater, und ist wie der! — Und doch war der junge Jakob anders; sein Vater war verschwenderisch; bei ihm aber zeigte sich frühe der Geiz, der die Wurzel ist alles Uebels. Aus dem bossefinden Lehrling war ein stinker Ladendiener geworden, und sein Hr. Prinzipal mußte gestehen, daß sein Laden noch nie so gut versorgt und besucht gewesen, als seit einiger Zeit. Allein

der Jakob merkte wohl auch, was er werth war, und forderte immer höheren Lohn, so daß ihn der Kaufmann am Ende doch verabschiedete. Zu viel ist ungesund. Da zog der junge Jakob Leidig hinaus in die weite Welt.

Nach einer Reihe von Jahren kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück, kaufte sich ein Haus, richtete einen prächtigen Spezereiladen ein, über dessen Thüre in langen messingenen Buchstaben zu lesen war: Spezereiwaaaren-Handlung von Jakob Leidig. Er zog sich bald eine schöne Kundschaft, denn er hatte eine ganz besondere seine Art die Leute zu bedienen, ohne aber dabei beliebt zu seyn, da sein Geiz allbekannt wurde. Kam ein Armer, so stieß er ihn mit harten Worten von seiner Thüre, schimpfte wie ein Rohrspatz — kurz, Niemand hatte ihn lieb. —

Die beiden Mädchen, die vom Schreiner und vom Weber aufgenommen worden, wuchsen zu sittigen Jungfrauen heran, und ihre Pflugeväter hatten die Freude, sie an wackere Männer verheirathen zu können. Der junge Sattler übernahm des Veters Werkstätte, und sein Geschäft nahm einen guten Fortgang. — Oft gedachten die Kinder, die drei jüngeren wenigstens, ihrer armen Mutter, und den Vater hielten sie und alle Leute im Städtchen für todt; man hörte kein Wort mehr von ihm, und doch lebte er noch. Aber wie!

Als er sich auf und davon gemacht, war er wieder nach Paris gegangen; der entwendete Sparspennig deckte seine Reisekosten, und langte gerade noch aus, um in der großen Hauptstadt einige vernünftige Tage mit altem Saufkumraden zu verleben. Dann aber mußte an's Arbeiten gedacht werden. Leidig kam in einer großen Werkstätte unter, die eber einer Fabrik gleich sah, und verdiente sich wöchentlich ein schönes Stück Geld, arbeitete sogar des Sonntags, statt in die Kirche zu gehen; am Montag aber wurde der Lohn in der Regel richtig bei Saufen und Spielen durchgeklopft. Vom Sparen, oder vom Geld nach Hause schicken, war gar keine Rede. So ging ein Jahr um das andere herum, und Leidig wurde ein alter Spenglergefelle, der vom vielen Branntweintrinken zitternde Hände und einen bresthaftigen Husten bekam. Die Arbeit wollte ihm nicht mehr recht aus den unsichern Händen gehen; an jungen rüftigen Gesellen war kein Mangel, und der Alte bekam seinen Abschied. „Ist da nichts mehr,“ dachte Leidig, „so versuchen wir's irgendwo anders.“ Allein er machte die Rechnung ohne den Wirth; er fand keine Arbeit mehr. Hätte er in den guten Tagen sich

etwas erspart, so wär's ihm jetzt in den schlimmsten Tagen zu gute gekommen. So geht's allen Lumpen und gottvergesenen Menschen! und ihnen geschieht ihr Recht, sagt der Vöte.

Leidig hatte nun eine gar böse Zeit durchzumachen, und mancher Tag verging, an dem sein Magen nicht zu verdauen brauchte. Da kamen ihm die Gedanken an Weib und Kinder, an die Vaterstadt, in welcher er einst so flott gelebt; da kamen ihm sogar Gedanken an Gott und Ewigkeit! Sein hartes steinernes Herz wurde mürber und weicher, und in diesem Seelenzustand befahl ihm eine Krankheit. Der Spital nahm ihn auf, und der Doktor, der wohl merkte, daß sein Patient auch seelenkrank war, machte den Seelsorger aufmerksam auf den alten zerfährstchten Sünder; und dem frommen Geistlichen gelang's, unter Gebet und Gottes Beistand, wahre Reue und Buße hervorzubringen. Leidig wurde wieder in etwas hergestellt, so daß er sich stark genug fühlte, den Weg in die Heimath anzutreten, wohin ein unwiderstehliches Verlangen ihn trieb. Durch des Pfarrers Vermittlung bekam er von der Regierung Stundengeld für die Reise ausbezahlt. Langsam ging diese von Statten, denn bald überfielen ihn wieder Schwäche und Kränklichkeit. Seine letzten Kräfte bot er auf und nahm die Barmherzigkeit der Menschen in Anspruch. So gelang's ihm endlich, den Wasgau zu überschreiten und die liebe Heimath vor sich liegen zu sehen. Aber wie verschieden war diese Rückkehr von seiner ersten! In den alten zerfetzten Kleidern sah er einem Bettler und Landstreicher gleich.

„Werde ich dort meine Frau und Kinder wiederfinden!“ sogte Leidig, als er des andern Abends den bekannten Kirchturm der Vaterstadt erblickte, dessen vergoldetes Kreuz in den Strahlen der scheidenden Sonne schimmerte. Er kam immer näher und näher, und schon begrüßten ihn die Töne der Besperglocke in ganz eigenthümlicher Weise. Er meinte versinken zu müssen vor lauter Zerklüftung und Reue und Jammer. — Die Leute zogen vom Felde heim, aber Niemand achtete des zerlumpten Bettlers, der am Stabe dahervankte. Jetzt erreichte er den Kirchhof, dessen Thor offen stand. Ihm war's als zöge ihn eine unbekannte starke Hand hinein; zitternd trat er über die Schwelle und seine Augen forschten nach den Inschriften auf den Kreuzen und Grabmälern. Das Herz wollte ihm fast vor lauter Wehmuth und banger Ahnung zerspringen. So war's ihm noch niemals in seinem Leben gewesen!

Jetzt fiel sein Blick auf ein morsches, einfaches

Todtenmal, und er las die verwitterte Inschrift: *Margarethe Leidig, geborne Amberger. Mit einem wilden Schrei der Verzweiflung stürzte Jakob Leidig am Grabe seiner Frau zu Boden.*

Der Todtengräber, der mit seinem Gehilfen noch in der Abendkühle eine Gruft höhnte, hatte den alten Bettler in den Friedhof treten und forschend durch die Reihen der Gräber schwanke sehen. Als er nun den gellenden Schrei hörte und ihn zusammenstürzen sah, sprang er schnell mit seinem Arbeiter hinzu. Leidig lag besinnungslos da. Der Arbeiter lief zum Brunnen und holte Wasser, mit dem er dem Alten das Gesicht befeuchtete, der auch bald die Augen wieder aufschlug, und mit starrem, entsetzlichem Blick umherschaute. „Wie lange liegt diese schon begraben?“ fragte er mit hohler Stimme, auf Gretchen's Ruhestätte weisend.

„Es mögen bald dreißig Jahre seyn,“ antwortete der Todtengräber; „ihr lieber Mann, der Spengler Leidig, der sie in's Unglück stürzte, der Unmensch, war noch nicht lange auf und davon, als der liebe Gott sie von allem Uebel erlöset hat.“

„Dieser Unmensch, dieser Bösewicht bin ich! ich! ich!“ heulte Leidig, schlug an seine Brust, zerraupte sich die dünnen Haare und sank knieend wieder am Grabe nieder. Entsetzen ergriff bei diesem Anblick die beiden Männer.

„Was! Ihr seyd der Leidig!“ rief der Todtengräber. — „Ja, ich bin der Elende!“ knirschte dieser; „o ich bitte Euch um Gotteswillen, schlagt mich mit Eurer Hacke todt! Ich bin nicht mehr werth, daß mich die Sonne bescheint! Todt! todt!“ — Und abermals raupte er sich die Haare aus, schlug verzweifelt an seine Brust, daß es hohl und schaurig tönte. Da überfiel ihn sein Husten mit gräßlicher Gewalt.

Mitleidig richteten die Beiden ihn auf. Dem Todtengräber war der Gedanke gekommen, er wolle ihn zu seinem reichen Sohne, dem Spezereihändler, bringen. Langsam zogen sie zum Kirchhof hinaus und in das Städtchen hinein. Leidig's Husten wurde immer heftiger und Blut drang aus seinem Munde. Ganz willenlos ließ er sich fortführen. Eine große Menge neugieriger Menschen umringten schon die dreie, als sie dem Spezereihändler näher kamen. Der Todtengräber sagte nicht, wen sie da führten, noch zu wem sie wollten. Der junge Leidig stand unter der Thüre seines Ladens und schmauchte ganz vornehm ein Pfeifchen. Verwundert sah er die Menschenmenge immer näher kommen; vor sei-

nem Hause hielt der Todtengräber mit dem alten zerkummeten Bettler an, nahm ihn jetzt allein unter'm Arm und führte ihn langsam die drei Stufen hinauf und stellte ihn gerade vor seinen reichen Sohn hin.

„Herr Leidig,“ sagte er, indem er den Alten, der jeden Augenblick zusammensinken wollte, nur mit größter Anstrengung aufrecht erhielt, „Herr Leidig, hier bring' ich Euch Euern Vater; erbarmet Euch kindlich seiner!“

Ganz verblüfft nahm der junge Leidig seine Pfeife aus dem Mund, bedachte sich aber nicht lange, sondern rief in heftigem Zorne: „Was, mein Vater! Das ist eine Lüge! Mein Vater ist schon lange todt! Dieser Landstreicher soll mein ehrliches Haus nicht besudeln! Ich werde ihn gleich festnehmen lassen, wenn er sich nicht fortmacht. Fort mit euch!“ — Und in seiner heftigen Rede stieß der Sohn an den Todtengräber, daß er zu taumeln anfing und den Alten nicht mehr aufrecht halten konnte. Dieser stürzte die Stufen hinab und ein starker Blutstrom entquoll seinem Munde und röthete seines Sohnes Hausschwelle. Unter des Kindes Flüchen gab der Vater den Geist auf! —

Jetzt ist's genug, liebe Leser, laßt die Todten ruhen! Der Hinkende Bote schließt hier mit einem Seufzer seine Erzählung, und auch mancher von euch wird traurig gestimmt seyn, und gedankenvoll den Kalender zumachen.

Der Fiselige Jude.

Ein Jude in England hatte gestohlen und war darüber ertappt worden. In diesem Artikel verstehen die Engländer keinen Spaß, und das Gesetz spricht, daß der Dieb gehängt werde.

Also fiel des Juden Urtheil auch nicht anders aus. Als er nun zum Galgen geführt wurde, der in England noch üblich ist, und der Henker ihm den Schlupf des verhängnißvollen Seils um den Hals legen wollte, schrie der arme Sünder: „Au wei!“ und sprang mit einem tüchtigen Satz rasch auf die Seite. Die Gerichtsdiener stießen ihn wieder herbei.

Da rief der Jude in seiner Todesangst: „Herr Scharfrichter, wenn ich denn mit Gewalt gehängt werden soll, so machen Sie mir das Strickelche gefälligst um den Leib; am Hals bin ich immer gar fiselisch gewest!“



Des Verschunders Heimkehr.

Der alte Invalide.

Zu Castres, einer Fabrikstadt des südlichen Frankreichs, im Larn-Departement gelegen, lebte in den dreißiger Jahren ein wackerer stehfüßiger Invalide aus der Kaiserzeit, mit Frau und Kind. In der mörderischen Schlacht an der Moskowa hatte ihm eine russische Kugel das linke Bein weggenommen, und mit seinem ehrenvollen Abschied und einem nagelneuen Stelzfuß war Georg Fabry in seine Vaterstadt heimgekehrt, mit dem Wunsche, sich häuslich niederzulassen, und sein früher erlerntes Geschäft, die Kunstgärtnerei, zu betreiben.

Mit Gottes Hilfe gelang beides dem ehrenvollen, verstümmelten Krieger. Die freundliche, sanfte Martha, die dem braven Fabry schon vor seinem Abzug in das Kriegsgetümmel von Herzen gut gewesen war, scheute sich nicht vor dem Stelzfuße, sondern hielt's im Gegentheil für Ehre und Pflicht, seine sorgsame Hausfrau zu werden. Mit dem zusammengebrachten Vermögen kauften sie sich in der Vorstadt ein kleines Haus mit einem Garten, und der alte Soldat, der dem Tod mehr denn ein Mal ohne Zittern ins Antlitz geschaut, wurde nun ein friedlicher Gärtner, und betrieb mit großer Liebe, Lust und Fleiß die Blumenzucht, während die gute Martha dem Hauswesen vorstand, und Alles in schönster Ordnung verwaltete.

Nach Jahresfrist durfte der Invalide einen kleinen Georg begrüßen, einen hübschen, kocken Knaben, der schon nach wenigen Monaten seine Händlein ausstreckte nach der rothen gaukelnden Quaste der alten Soldatenmütze des seltsam vergnügten Vaters, der ihn auf den Knien wiegte und lustige Krieglieser ihm vorsang.

Mehrere Jahre schwanden schnell und glücklich vorüber. Da wurde das große Fabrikgebäude, an dessen prächtigen Garten Fabry's bescheidenes Gärtlein stieß, feil geboten mit all seinem Zubehör; der kinderlose Eigenthümer war alt und kränklich geworden, und wollte in den Ruhestand sich begeben. Mit diesem Nachbar hatten die Gärtnerleute immer auf freund-nachbarlichem Fuße gelebt, und er hatte sie ungestört und ungekränkt gelassen in ihrem kleinen Eigenthum; allein jetzt sollte es leider anders kommen.

Der neue Fabrikherr war ein stolzer und hartzherziger Mann, wie's deren noch viele auf Erden gibt, welcher glaubte, die andern Menschen wären nur seinetwegen da, und alle müßten nach seiner Pfeife tanzen. Seine zwei Söhne, die mit Fabry's Georg ungefähr im nämlichen Alter

waren, hatten ganz den bösen Charakter des Vaters, und sahen die armen nachbarlichen Gärtnerleute hochmüthig über die Achsel an. Wie gesagt, die Gärten lagen hart neben einander; eine Mauer trennte sie. Von der Gartenterrasse des Hrn. Marchand, so hieß der neue Fabrikherr, konnte man in Fabry's wohlbestelltes Gärtchen schauen, und von dort herab hatte der frühere Eigenthümer sich oft freundlich mit dem Invaliden unterhalten. Anfangs wünschte wohl der junge Fabry, der zu einem hübschen neunzehnjährigen Jungling herangewachsen war, den Nachbarsöhnen einen freundlichen guten Tag, allein sein bescheidener Gruß blieb unerwidert; mit solch gemeinem Volk wollten die vornehmen Herren sich nicht abgeben. Da ließ Georg das Grüßen seyn; das hochthuende Wesen empörte seinen edeln Sinn, und er dachte, so gut wie die sind, bin ich auch noch; meine Eltern sind ehrliche und rechtschaffene Leute, und der Vater hat für Frankreich sein Blut verspritzt, und darf Jedermann frei und offen vor die Augen treten. Ruhig machte er darum an seiner Arbeit im Gärtchen fort, und kümmerte sich nicht mehr im geringsten um die Söhne und deren Vater droben auf der Terrasse.

Hrn. Marchand war der Einfall gekommen, seinen Garten mit Fabry's Haus und Gärtchen zu vergrößern; er ließ daher an einem schönen Tage den alten Soldaten in seinen palastähnlichen Wohnsitz rufen, eröffnete ihm den Wunsch, sein Gärtchen und Häuschen nebst allem Zubehör zu kaufen, und bot ihm eine beträchtliche Summe dafür an, eigentlich weit mehr als das Ganze werth war. Fabry bedachte sich nicht lange, sondern schlug den Antrag rund ab; Haus u. Gärtchen waren ihm und seiner Martha lieb und werth; lebend wollte er sich nicht davon trennen, sondern das kleine Eigenthum, das ihm ein bescheidenes Auskommen gewährte, auf seinen Sohn einst vererben. Zudem machte es dem alten Stelzfuß Freude, dem hochfahrenden Fabrikherrn, der ihn immer mit stolzem Blick von oben herab ansah, etwas abschlagen zu können, und ihn fühlen zu lassen, daß er auch noch ein Wörtlein zu sagen habe.

Hatten die beiden Nachbarn vorher mit einander auf einem gespannten Fuße gelebt, so wurde es jetzt noch ärger; Hr. Marchand suchte sich auf allerlei Art zu rächen, und Fabry, der sich in seinem Rechte fühlte, wollte ihm nichts schuldig bleiben. Einer machte den Andern von Gerichts wegen Bäume abbauen, deren Zweige über die Scheidemauer hingen, die aber

vorher gar nicht gestört hatten; jetzt stand Alles im Wege, Alles war hinderlich, und die gegenseitigen Plackereien wollten kein Ende nehmen.

Seit einiger Zeit hatte Hr. Marchand die einzige Tochter seiner Schwester, die als reiche Wittwe gestorben war, zu sich ins Haus kommen lassen, da er zum Vormund der begüterten Waise ernannt worden. Er hegte den Gedanken, einen seiner Söhne mit Elise Düval, so hieß die Nichte, zu vermählen, sobald die Jungfrau ihre Volljährigkeit erlangt haben würde. Elise war ein schönes, sanftes und frommes Mädchen, die gar nicht zu ihrer jetzigen Umgebung paßte; ihr ganzes Wesen athmete Wohlwollen und Liebe, und gute Menschen fühlten sich sogleich in ihrer Nähe heimisch und glücklich. Als der junge Fabry sie zum ersten Mal droben auf der Gartenterrasse ihres Dheims erblickte, wußte er gar nicht, wie's ihm so seltsam zu Muthe ward, warum sich seine Brust so enge zusammenpreßte. Das zweite Mal wagte er's die holde Jungfrau ehrfurchtsvoll zu grüßen, und siehe, sein Gruß wurde freundlich erwidert; Elise that nicht so stolz wie ihre Vettern, und Georg war ganz entzückt darüber. Ihr liebliches Bild schwebte ihm nun bald wachend und schlafend vor Augen, und er machte sich täglich, um die Zeit da Elise gewöhnlich auf der Terrasse erschien, in jener Gegend des Gartens etwas zu schaffen. Vom Grüßen kam's bald zu kleinen wechselseitigen Fragen und Antworten, und unvermerkt schlang sich ein zartes Liebesband um die beiden jungen Leuten; denn auch Elise hatte Gefallen gefunden an dem hübschen, gestitteten jungen Gärtner, der täglich für sie die schönsten Blumen brach, und sie ihr hinaufreichte auf die Terrasse. Ohne an die große Kluft zu denken, die zwischen einer reichen Erbin und dem Sohne eines unbemittelten Invaliden aufgerichtet ist in den Augen der menschlichen Gesellschaft, hatte das Pärchen sich ewige Treue gelobet, und das Versprechen gemacht, vor dem Altare das freudige Jawort sich zu geben. Die Jugend, besonders die verliebte Jugend, handelt zuweilen gar unüberlegt, nichts scheint ihr unmöglich, und die sonderbarsten Hoffnungen und Pläne nisten sich im liebenden Herzen ein.

Georg und Elise pflogen auch einen Briefwechsel mit einander, denn die seltene mündliche Unterhaltung, bloß ein Mal des Tages, genügte ihnen nicht, um sich einander Alles sagen zu können, was sie auf dem Herzen hatten. Zudem war's nicht immer schönes Wetter und Sonnenschein, und beim Regenwetter konnte Georg

nicht im Garten handthieren, und Elise nicht mit ihrer Arbeit oder einem Buche auf die Terrasse kommen; dieß versteht sich von selbst. Unter einem Blumentopf, der an einem Ende des Terrassengeländers stand, und wohin Georg vermittelst einer Leiter gelangen konnte, die auch zur näheren Unterhaltung diente, fanden die Brieflein ihr Plätzchen, woselbst, wie die Liebenden meinten, gewiß Niemand etwas Geheimenes suchen würde. Allein es sey nun, daß entweder Hr. Marchand, oder einer seiner Söhne, etwas gemerkt haben mochten, durch Elisens täglichen Besuch der Terrasse aufmerksam darauf gemacht, oder daß sie sonst auf die eine oder die andere Art hinter die geheime Liebe kamen; kurzum, ein Brief von Georg und einer von Elisen kamen nicht an ihre wahre Adresse, und von diesem Tage an erschien die Jungfrau nicht mehr auf der Terrasse.

Da wollte der junge Gärtner fast vergeblich vor lauter Herzeleid; Essen und Trinken behagten ihm nicht mehr, verdrossen ging er an seine Arbeit, und die Seufzer waren gar nichts seltenes bei ihm. Seinen Eltern mußte diese plötzliche Veränderung natürlich auffallen, und liebevoll und sorglich drangen sie in ihn, und baten recht herzlich, er möchte ihnen doch die Ursache seines Kummer's und seines Traurigseyns entdecken. Da konnte der liebende Jüngling sein theures Geheimniß nicht länger bewahren, und mit thränenden Augen erzählte er den Eltern Alles, was ihm auf dem Herzen lag, und was ihm solches fast abdrückte. Er holte Elisens Briefe hervor, worin sie mit so heiligen Schwüren treue Liebe bis in den Tod gelobte, worin sie betheuerte, daß sie niemals einem Andern ihre Hand vor dem Altare reichen werde.

Nun wurde Rath gepflogen in der stillen Gärtnerwohnung. Der Mutter sanfter Sinn konnte dem liebenden Sohne nicht Unrecht geben; der Vater aber schüttelte den Kopf und meinte, Georg habe da einen recht unüberlegten Handel angefangen, der niemals ein gutes Ende nehmen könne, dafür bürgte ihm der stolze und trokige Charakter des Hrn. Marchand; und zudem hätte er niemals so hoch hinaufstreben sollen, solch ein vornehmes Fräulein eigne sich nicht zur bescheidenen Gärtnerin.

„D wenn du wüßtest, Vater, wie sanft und gut Elise immer war,“ sprach Georg mit liebleuchtenden Augen, „welche Freude sie an Blumen und Pflanzen hat, so würdest du anders reden. Nein, wahrhaftig, ich kann nicht leben ohne das Mädchen, und wenn ich sie nicht mehr

zu sehen bekomme, so wollte ich ja tausendmal lieber gar nicht mehr da seyn!“

„Ei, zum Kuckuck, thue nicht so kindisch und weibisch!“ verwies Fabry mit mitbevollem Ernst, „solches ziemt sich nicht für den Sohn eines alten Soldaten, der in kurzer Zeit zur Conscriptio aufgerufen wird, und dann eine niedere Nummer ziehen kann; he, Georg, hast du schon daran gedacht?“

„Ich denke an nichts mehr als an Elisen, und mag ohne sie nicht mehr leben, denn ohne sie kann ich doch nimmermehr froh und glücklich werden!“ sagte Georg mit einem schweren Seufzer, und ging hinaus in den Garten, um sich recht auszuweinen.

Traurig und gedankenvoll sahen die Eltern einander an; endlich sagte Fabry nach einer peinlichen Stille: „Um den Jungen glücklich zu machen, würde ich ja mit Freuden mein eigenes Leben lassen, warum sollt' ich nicht auch für ihn in einen saueren Apfel beißen und etwas thun können, was mir in der Seele zuwider ist! Nur Muth gefaßt, alter Soldat, trete dem Teufel herzhast auf den Kopf!“

Fabry war nämlich fest entschlossen, gerade im Sturmschritt auf die Festung loszugehen, und nicht lange hin und her zu parlamentiren, damit er wisse, woran er eigentlich sey; er wollte bei Hrn. Marchand ohne Umschweife anklopfen, und um die Hand der Nichte anhalten für seinen Sohn. Bevor er aber sein Vorhaben ausführte, erzählte ihm ein ihm befreundeter alter Diener des früheren Fabrikherrn, der an den neuen Gebieter übergetreten war, und bei welchem er sich nach Fräulein Elise erkundigte, daß mit dieser etwas ganz Besonderes müsse vorgefallen seyn, denn vor etlichen Wochen habe er gehört, wie Hr. Marchand heftig und zornig mit ihr verfahren sey, ihr die bittersten Vorwürfe gemacht habe, wegen ihrer Undankbarkeit und ihres Leichtsinns. Einige Tage darauf sah er Elisen mit ihrem Onkel in einen Reisewagen steigen, der ganz im Stillen beordert worden; das Mädchen hatte rothe verweinte Augen und war sehr blaß und mager; Hr. Marchand kehrte allein wieder zurück, und Niemand im Hause weiß, wohin er seine Mündel geführt habe.

Der alte Fabry hatte sich's wohl gedacht, daß sein böser Nachbar die verlassene Waise gänzlich beherrsche, und sie nun irgendwo versteckt halte, damit sie zahm werden und den Gärtnersohn vergessen möge. Als Georg von seinem Vater erfuhr, daß Elise fortgeführt worden sey, wollte er im ersten Eifer schnurstracks aufbrechen und den Ort

der Verbannung auskundschaften. Doch Fabry stellte ihm die Fruchtlosigkeit eines solchen Versuches vor, und vermochte es, ihn davon abzuhalten. Am nächsten Sonntag legte der alte Invalide seine schönsten Kleider an und ging hinüber zu Hrn. Marchand, um die Brautwerbung wegen Elisen vorzutragen. Da kam er aber schön an bei dem stolzen Fabrikherrn, der ihm mit harten und schönen Worten begegnete, worunter man ganz wohl die Ausdrücke: „Lumpenpack und gemeines hergelaufenes Gesindel“ hören konnte. Dem alten Krieger sprudelte die Galle über, drohend ballte er die Faust, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er mit seinem Krückenstock dem Beleidiger zu Leibe gegangen, der bereits nach der Klingel griff, um die Dienerschaft herbeizurufen und den Alten hinauswerfen zu lassen. Zum Glück aber kam's nicht so weit, denn wer weiß, zu welch' verzweifeltem Beginnen eine solche Schmach den ehrenvollen Invaliden getrieben hätte.

„Jetzt ist Alles verloren! ich habe keine Hoffnung mehr!“ rief Fabry aus, als er erschöpft und angegriffen daheim in seine Stube trat, woselbst Mutter und Sohn in gespannter Erwartung seiner harrten, und nun in schmerzliche Thränen ausbrachen bei dieser erschütternden Nachricht. „Ich habe mit meinem Ungestüm den ganzen Handel verdorben!“ klagte der Alte sich selbst an; „allein da mag der Henker ruhig und kaltblütig bleiben, wenn man's einem auf solche Art hoch! Poß Kreuz-Element, so was hat mir noch Keiner ungefrast gesagt!“

Von der verschwundenen Elise war keine Spur aufzufinden. Georg wurde nach und nach ruhiger und suchte sich mit der Hoffnung auf eine schönere Zukunft zu trösten. Der Winter ging vorüber, das Frühjahr kam heran, und mit ihm aber auch der Tag der Ziehung für die Klasse der jungen Franzosen; zu welcher Georg zählte. Gleichgiltig sah er diesem Zeitpunkt entgegen, denn ohne die Geliebte seines Herzens war's ihm ganz einerlei, wo und in welchen Verhältnissen er sich befände. Der Ziehungstag erschien und der junge Fabry begab sich mit seinen Genossen auf das Gemeindehaus von Castres, woselbst die Handlung Statt haben sollte, die schon dem Leben und dem Berufe so manchen jungen Mannes eine gänzlich veränderte Richtung gegeben hat.

Georg verlor; er zog Nummer 3. Auf ihn zwar machte dieß keinen großen Eindruck, auf den Vater, den alten tapfern Soldaten, auch nicht, desto mehr aber jammerte und weinte die

Der Kesselthurm.



jungen Leute feierten das Ziehungsfest. Es war ein milder Frühlingstag, der die Bewohner vor die Thüren lockte. Auch der alte Juvallde stand mit seiner Hausfrau plaudernd vor der kleinen Wohnung, während Georg auf kurze Zeit in die Stadt gegangen war, um sich doch nicht ganz von seinen Genossen abzusetzen. Da kam Hr. Marchand des Weges daher. Frau Martha begrüßte ihn mit großer Höflichkeit, während Fabry's hitziges Soldatendut ihm bei seinem Anblick in den Kopf stieg, und er gerne Frau Martha zurückgehalten hätte, fest überzeugt, daß ihr Antrag nicht angenommen werde.

„Herr Marchand,“ sagte Martha, „Sie wollen uns einmal unser Gärtchen ablaufen? Sie können's jetzt haben; wir müssen unserm Sohne, der heute gespielt hat, einen Mann stellen; er darf durchaus nicht Soldat werden.“

„Hab's schon erfahren,“ antwortete barsch der Fabrikherr, „allein jetzt kann ich Euerem Garten nicht mehr brauchen, und wenn Ihr mir ihn um das halbe Geld geben wölltet. Die reiche Frau, welche Euer Sohn gern haben möchte, kann ja den Geliebten loskaufen, oder, wenn sie lieber will, Marktänderin werden bei seinem Regiment; dieß gilt mir gleich viel. Lebt wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ha, Elender!“ zürnte Fabry mit donnernder Stimme, „du wagst es, uns zu höhnen! Ich will dir zeigen, was ein alter Krieger im Stande ist zu thun; trotz dir darf mein Sohn nicht Soldat werden, und deine Mündel wird ihm am Altare ihre Hand reichen, ohne daß er die Demüthigung erfahren müsse, von seinem Weibe losgekauft worden zu sein! Der darmbergige Gott im Himmel möge mir gnädig seyn; ich kann dem Drange nicht widerstehen!“ Und in verzweifelter Hast rannte er hinein in die Stube; betroffen und rathlos stand Martha einige Augenblicke wie angewurzelt; dann eilte sie auch dem Hause zu. Da tönte plötzlich ein Schuß, und als sie in die Stube stürzte, fand sie ihren Gatten am Boden in seinem Blute liegend, die Pistole noch in der Hand mit der er sich soeben ins Herz geschossen. Verzweifelt warf Martha sich über ihn. „Fabry, um Gottes Willen, was hast du gethan!“ jammerte sie. „Unsern Sohn befreit!“ höhnte der Juvallde mit rächender Stimme. „Sohn der Wittwe... nicht Soldat!... Elise heirathen!... Grüße beideln... Lebet wohl!“

Der Kesselthurm, eine Mülhauser Geschichte alter Zeit. (Mit einer großen Abbildung.)

Nachstehende historische Erzählung hat einen wackeren Bürger aus Mülhausen zum Verfasser, auf dessen Freundschaft der Hinkende Bote stolz ist; der Name Hr. D r e e wird wohl vielen Lesern rühmlichst bekannt seyn, da schon manches schöne Gedicht und manche anmuthige Erzählung von ihm gedruckt worden. Auf die Bitte des Boten hin kam mit der Eisenbahn, die alle Boten, zumal die hinkenden, weit überflügelt, „der Kesselthurm“ von Mülhausen nach Straßburg, nebst einer kunstfertigen Zeichnung zum großen Bilde, auch von einem ehrenwerthen Mülhauser, Fu c h s mit Namen, entworfen. Dessenflich wiederholt hiermit der Bote seinen herzlichsten Dank, und fügt noch bei, daß die Erzählung vom vorigen Jahre: „Die böse Fastnacht,“ sowie die Zeichnung zu dem drolligen Bilde, das sie begleitete, auch von den beiden lieben Kalendergenossen aus Mülhausen war.

An der Ill liegt ein trauliches Mägdchen, das Sternengärtlein genannt. Vor Zeiten war dieser, nun von Wohnhäusern umgebene Ort, eine grüne, mit kräftigen Obstbäumen geschmückte Wiese, wo sich die Jugend an Sonn- und Festtagen zu Spiel und Tanz zu versammeln pflegte. In schönen Nächten, wann die Sternlein mit freundlichem Auge über dem Gärtchen wachten, häute auch wohl treue Liebe ihr Nest unter den überhangenden Zweigen und die Wellen der Ill zogen schweigend vorüber.

Am einen Maimorgen des Jahres 1382 stand, den Staub in der Hand und das Wanderbündlein auf dem Rücken, ein hoher, schlanker Knabe im Sternengärtlein. Ihm zur Seite saß, das Gesicht mit der Schürze bedeckend, ein holdes Mädchen, das dem tiefsten Schmerze preisgegeben schien. Wer die Weiden eine Weile beobachtet hätte, dem wäre bald klar geworden, daß diese Herzen das bittere Lied vom Scheiden und Weidern anstimmten, wie das ja das maßlose Jammer der Einen und die Reisetasche des Andern zur Genüge kund gaben.

„Und so ist Dir's denn wirklich Ernst mit dem Wandern, Heinrich?“

Mit diesen Worten unterbrach das schluchzende Mädchen die peinliche Stille, indem es das große thränenfeuchte Auge starr auf dem Wartschen ruhen ließ.

„Es ist mein letztes Wort, Elise,“ antwortete dieser, des Mädchens Rechte mit beiden Händen

ergreifend. „Es ist mein letztes Wort, und ich gebe noch Einmal auf die Wanderschaft, um das Glück in der Ferne zu suchen, das mir hier versagt ist. Vielleicht begibt sich Dein gnädiger Herr Vetter inzwischen seines hochfahrenden Sinns und setzt nichts weiter einer Verbindung entgegen, die längst im Himmel geschlossen wurde. Mit welchem Schimpfreden er gestern meiner treubherzigen Werbung begegnete, und daß er mir, schäumend vor Wuth, die Schwelle seines Hauses auf immer und ewig verboten, hab' ich Dir schon gesagt. Was soll ich länger in einer Stadt, wo mir meine Armuth sowohl, als das Vergehen meines schwachen Vaters — Gott hab' ihn selig! — zur Last gelegt werden und man mich gewaltsam vom Liebsten trennt, was ich auf Erden besitze, von meiner armen Elise?“

„Weib, Heinrich, ich bitte Dich!“ sehte das Kind. „Es kann ja noch Alles gut werden!“

„Nein, Elise, ich setze mich den Schimpfreden Deines Veters nicht noch einmal aus; und es ist weit besser ich gehe, bevor mich der grenzenlose Haß, den ich im Herzen trage, zum Verbrecher macht an-dem Manne, der sich all mein Glück mit frevelnder Hand zu zertrümmern erlaubte. Wann ich wiederkomme, liebes Kind, bist Du der Zucht und Vormundschaft des Herrn Herrmann entwachsen. Ich selber bringe, will's Gott, ein Paar ersparte Thaler mit, und wer darf sich, wenn Du mündig und wir den häuslichen Herd aus eigenen Mitteln gründen können, unserer Ehe widersetzen? — Aber noch Eins, bevor wir scheiden, Elise! Geht, Du nimmst den Edelknecht nicht und bleibst mir treu, wie weit und wohin uns das Schicksal auch verschlagen möge? Wir finden uns gewiß wieder.“

„Scheid mit nicht vom Edelknecht,“ erwiderte das Mädchen. „Ich verabscheue diesen Gefellen mehr als ich's sagen kann. Weder Vorspiegelungen noch Drohungen werden die Liebe meines Herzens, das ja ganz Dein eigen ist, wankelmüthig machen, das schwör' ich Dir, und nun zieh' mit Gott, weil es denn also beschlossen ist.“

Und sie sekte ein grünes Sträußchen auf die Mähe des geliebten Jungen, der sich mit zerrissenem Herzen aus den Armen des holden Kindes löswand. Aber er sah noch oft, recht oft zurück und schwenkte grüßend sein goldberbräntes Barettlein, bis ihn die grünen Wäse den Augen der Geliebten völlig entzogen. Traurig kehrte das Mädchen in ihre Wohnung zurück, wo sie sich alsobald in ihr Kämmerlein verschloß, um den Thränen unglücklicher Liebe freien Lauf zu lassen.

ber-
d ihr
Wäh-
Klopfe
riefsträger,
st selten ge-
Georg Fabry,
Poststempel von
auten versiegelten
gleichgiltig wieder,
Veränderung derselbe
familie hervorbringen

„Hatte Georg eine liebe Hand
kommt von meiner Elise!“
gewiß, sie hat mich nicht ver-
mest mich noch immer und hält den
heilig, den sie gethan hat!“ Zitternd
Freude und Verlangen, erbrach er den Brief
durchslog seinen Inhalt mit leuchtenden Lu-
und freudig klopfendem Herzen, zuerst für
und sodann laut, damit seine Eltern die
nde mit ihm theilen könnten. Elise meldete,
ihre Dheim sei in ein Pensionat in der Nähe
Alby, der Hauptstadt des Larn-Departes
s, gebracht habe, wofelbst sie von aller Welt,
jeglichem Umgang mit fremden Personen
schlossen sey; sie werde streng bewacht und
or Thun und Lassen mit scharfem Auge beo-
et; jetzt erst sey es ihr, nach vielen Mühen
verachtlichen Versuchen, gelungen, ein liebes
Dienstmädchen zu gewinnen, der sie einen
anvertrauen dürfe. Sie bat ihren Georg,
barte Schicksal geduldig zu ertragen, und
öfste auf die nahe Zeit ihrer Volljährig-
wo sie dann, auch ohne des Vaters Willen,
ihre Hand verfügen könnte.

„Und jetzt muß ich Soldat werden!“ rief
rg, wie aus einem Traume erwachend, plöy-
aus, „o, das Schicksal verfährt hart mit
— „Lieber verkaufen wir Alles, was wir
n,“ tröstete die Mutter; „Herr Marchand
und ja ein schönes Stück Geld für unsern
ten angeboten.“ — „Den er jetzt nicht mehr
kaufen wollen, der hartberzige Schuft!“
der Stelzfuß auf, nachdem er lange in Ge-
sen vor sich hingestarrt hatte, „da wollte ich
f witten; doch der alte Fabry wird wissen,
er zu thun hat, seyd nur getrost, der Georg
nicht Soldat werden, dieß würde ihm jetzt,
dam er diesen Brief erhalten, das Herz ab-
ten; ich lenne mich in solchen Sachen!“ —
m Nachmittage und gegen Abend war's lustig
lebendig auf den Straßen von Castres; die

ber-
 d ihr
 Wäh-
 Klopfe
 riefträger,
 t selten ge-
 Georg Fabry,
 Poststempel von
 auten versiegelten
 gleichgiltig wieder,
 eränderung derselbe
 familie hervorbringen

„Hatte Georg eine liebe Hand
 es kommt von meiner Elise!“
 gewiß, sie hat mich nicht ver-
 lebt mich noch immer und hält den
 heilig, den sie gethan hat!“ Zitternd
 Freude und Verlangen, erbrach er den Brief
 durchslog seinen Inhalt mit leuchtenden Au-
 und freudig klopfendem Herzen, zuerst für
 und sodann laut, damit seine Eltern die
 de mit ihm theilen könnten. Elise meldete,
 ihr Oheim sie in ein Pensionat in der Nähe
 Alby, der Hauptstadt des Larn-Departes-
 ts, gebracht habe, woselbst sie von aller Welt,
 jeglichem Umgang mit fremden Personen
 schlossen sey; sie werde streng bewacht und
 r Thun und Lassen mit scharfem Auge beob-
 et; jetzt erst sey es ihr, nach vielen Mühen
 vererblichen Versuchen, gelungen, ein liebes
 Dienstmädchen zu gewinnen, der sie einen
 anvertrauen dürfe. Sie hat ihren Georg,
 harte Schicksal geduldig zu ertragen, und
 öftete auf die nahe Zeit ihrer Volljährig-
 wo sie dann, auch ohne des Onkels Willen,
 ihre Hand verfügen könnte.

„Und jetzt muß ich Soldat werden!“ rief
 rg, wie aus einem Traume erwachend, plötz-
 aus, „o, das Schicksal verfährt hart mit
 — „Lieber verkaufen wir Alles, was wir
 n,“ tröstete die Mutter; „Herr Marchand
 uns ja ein schönes Stück Geld für unsern
 ten angeboten.“ — „Den er jetzt nicht mehr
 kaufen wollen, der hartherzige Schuft!“
 der Stelzfuß auf, nachdem er lange in Ge-
 en vor sich hingestarrt hatte, „da wollte ich
 f wetten; doch der alte Fabry wird wissen,
 er zu thun hat, sey'd nur getrost, der Georg
 nicht Soldat werden, dieß würde ihm jetzt,
 dem er diesen Brief erhalten, das Herz ab-
 len; ich kenne mich in solchen Sachen!“ —
 am Nachmittag und gegen Abend war's lustig
 lebendig auf den Straßen von Castrés; die

jungen Leute feierten das Ziehungsfest. Es war
 ein milder Frühlingstag, der die Bewohner vor
 die Thüren lockte. Auch der alte Invalide stand
 mit seiner Hausfrau plaudernd vor der kleinen
 Wohnung, während Georg auf kurze Zeit in die
 Stadt gegangen war, um sich doch nicht ganz
 von seinen Genossen abzufondern. Da kam Hr.
 Marchand des Weges daher. Frau Martha be-
 grüßte ihn mit großer Höflichkeit, während Fa-
 bry's hitziges Soldatenblut ihm bei seinem An-
 blick in den Kopf stieg, und er gerne Frau Martha
 zurückgehalten hätte, fest überzeugt, daß ihr
 Antrag nicht angenommen werde.

„Herr Marchand,“ sagte Martha, „Sie woll-
 ten uns einmal unser Gärtchen abkaufen? Sie
 können's jetzt haben; wir müssen unserm Sohne,
 der heute gespielt hat, einen Mann stellen; er
 darf durchaus nicht Soldat werden.“

„Hab's schon erfahren,“ antwortete barsch der
 Fabrikherr, „allein jetzt kann ich Euern Garten
 nicht mehr brauchen, und wenn Ihr mir ihn um
 das halbe Geld geben wolltet. Die reiche Frau,
 welche Euer Sohn gern haben möchte, kann ja
 den Geliebten loskaufen, oder, wenn sie lieber
 will, Martetenderin werden bei seinem Regi-
 ment; dieß gilt mir gleich viel. Lebt wohl, ich
 habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ha, Elender!“ zürnte Fabry mit donnernder
 Stimme, „du wagst es, uns zu höhnen! Ich will
 dir zeigen, was ein alter Krieger im Stande ist
 zu thun; trotz dir darf mein Sohn nicht Soldat
 werden, und deine Mündel wird ihm am Altare
 ihre Hand reichen, ohne daß er die Demüthigung
 erfahren müsse, von seinem Weibe losgekauft
 worden zu seyn! Der barmherzige Gott im Him-
 mel möge mir gnädig seyn; ich kann dem Drange
 nicht widerstehen!“ Und in verzweifelter Hast
 rannte er hinein in die Stube; betrossen und
 rathlos stand Martha einige Augenblicke wie
 angewurzelt; dann eilte sie auch dem Hause zu.
 Da tönte plötzlich ein Schuß, und als sie in die
 Stube stürzte, fand sie ihren Gatten am Boden
 in seinem Blute liegend, die Pistole noch in der
 Hand mit der er sich soeben ins Herz geschossen.
 Verzweifelt warf Martha sich über ihn. „Fa-
 bry, um Gottes Willen, was hast du gethan!“
 jammerte sie. „Unsern Sohn befreit!“
 stöhnte der Invalide mit erlöschender Stimme,
 „Sohn der Wittwe... nicht Soldat!...
 Elise heirathen!... Grüße beidel... Leb-
 bet wohl!“ —

De
 eine Mü

(Mit e

Nachstehend
 wackeren Bürger
 auf dessen Freun
 ist; der Name F
 rühmlichst bekann
 Gedicht und ma
 ihm gedruckt wor
 kam mit der Eise
 hinkenden, weit
 von Mülhausen
 fertigen Zeichnun
 einem ehrenwert
 men, entworfen
 der Bote seinen h
 daß die Erzählun
 Faschnacht,“ sowie
 Bilde, das sie
 lieben Kalenderge

Un der Ill lieg
 Sternengärt
 dieser, nun von A
 grüne, mit kräf
 Wiese, wo sich
 tagen zu Spiel u
 In schönen Näc
 freundlichem Aug
 häute auch wohl
 überhangenden
 zogen schweigsa

Un einem Mai
 den Stab in der
 auf dem Rücken,
 Sternengärtlein.
 sichte mit der Sch
 chen, das dem
 schien. Wer die
 hätte, dem wäre
 Herzen das bitter
 den anstimmten,
 mern der Einen
 zur Genüge kund

„Und so ist Di
 Wandern, He i
 Mit diesen Wo
 Mädchen die peim
 thränenfeuchte M
 ließ.

„Es ist mein
 dieser, des Mädch

jungen Leute feierten das Ziehungsfest. Es war ein milder Frühlingstag, der die Bewohner vor die Thüren lockte. Auch der alte Javalde stand mit seiner Hausfrau plaudernd vor der kleinen Wohnung, während Georg auf kurze Zeit in die Stadt gegangen war, um sich doch nicht ganz von seinen Genossen abzufondern. Da kam Hr. Marchand des Weges daher. Frau Martha begrüßte ihn mit großer Höflichkeit, während Fabry's hitziges Soldatendut ihm bei seinem Anblick in den Kopf stieg, und er gerne Frau Martha zurückgehalten hätte, fest überzeugt, daß ihr Antrag nicht angenommen werde.

„Herr Marchand,“ sagte Martha, „Sie wollen uns einmal unser Gärtchen ablaufen? Sie können's jetzt haben; wir müssen unserm Sohne, der heute gespielt hat, einen Mann stellen; er darf durchaus nicht Soldat werden.“

„Hab's schon erfahren,“ antwortete barsch der Fabrikherr, „allein jetzt kann ich Euern Garten nicht mehr brauchen, und wenn Ihr mir ihn um das halbe Geld geben wölltet. Die reiche Frau, welche Euer Sohn gern haben möchte, kann ja den Geliebten loskaufen, oder, wenn sie lieber will, Marktänderin werden bei seinem Regiment; dieß gilt mir gleich viel. Lebt wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ha, Elender!“ zürnte Fabry mit donnernder Stimme, „du wagst es, uns zu höhnen! Ich will dir zeigen, was ein alter Krieger im Stande ist zu thun; trotz dir darf mein Sohn nicht Soldat werden, und deine Mündel wird ihm am Altare ihre Hand reichen, ohne daß er die Demüthigung erfahren müsse, von seinem Weibe losgekauft worden zu sehn! Der darmbergige Gott im Himmel möge mir gnädig seyn; ich kann dem Drange nicht widerstehen!“ Und in verzweifelter Hast rannte er hinein in die Stube; betroffen und rathlos stand Martha einige Augenblicke wie angewurzelt; dann eilte sie auch dem Hause zu. Da tönte plötzlich ein Schuß, und als sie in die Stube stürzte, fand sie ihren Gatten am Boden in seinem Blute liegend, die Pistole noch in der Hand mit der er sich soeben ins Herz geschossen. Verzweifelt warf Martha sich über ihn. „Fabry, um Gottes Willen, was hast du gethan!“ jammerte sie. „Unsern Sohn befreit!“ höhnte der Javalde mit erlöschender Stimme, „Sohn der Wittwe... nicht Soldat!... Elise heirathen!... Grüße beideln... Lebet wohl!“ —

Der Kesselthurm,
eine Mülhauser Geschichte alter Zeit.
(Mit einer großen Abbildung.)

Nachstehende historische Erzählung hat einen wackeren Bürger aus Mülhausen zum Verfasser, auf dessen Freundschaft der Hinkende Bote stolz ist; der Name Hr. D r e e wird wohl vielen Lesern rühmlichst bekannt seyn, da schon manches schöne Gedicht und manche anmuthige Erzählung von ihm gedruckt worden. Auf die Bitte des Boten hin kam mit der Eisenbahn, die alle Boten, zumal die hinkenden, weit überflügelt, „der Kesselthurm“ von Mülhausen nach Straßburg, nebst einer kunstfertigen Zeichnung zum großen Bilde, auch von einem ehrenwerthen Mülhauser, Fu c h s mit Namen, entworfen. Dessenfich wiederholt hiermit der Bote seinen herzlichsten Dank, und fügt noch bei, daß die Erzählung vom vorigen Jahre: „Die böse Fastnacht,“ sowie die Zeichnung zu dem drolligen Bilde, das sie begleitete, auch von den beiden lieben Kalendergenossen aus Mülhausen war.

An der Ill liegt ein trauliches Mägdchen, das Sternengärtlein genannt. Vor Zeiten war dieser, nun von Wohahausern umgebene Ort, eine grüne, mit kräftigen Obstbäumen geschmückte Wiese, wo sich die Jugend an Sonn- und Festtagen zu Spiel und Tanz zu versammeln pflegte. In schönen Nächten, wann die Sternlein mit freundlichem Auge über dem Gärtchen wachten, häute auch wohl treue Liebe ihr Nest unter den überhangenden Zweigen und die Wellen der Ill zogen schweigend vorüber.

Am einen Maimorgen des Jahres 1382 stand, den Staub in der Hand und das Wanderbündel in auf dem Rücken, ein hoher, schlanker Knabe im Sternengärtlein. Ihm zur Seite saß, das Gesicht mit der Schürze bedeckend, ein holdes Mädchen, das dem tiefsten Schmerz preisgegeben schien. Wer die Weiden eine Weile beobachtet hätte, dem wäre bald klar geworden, daß diese Herzen das bittere Lied vom Scheiden und Weidern anstimmten, wie das ja das maßlose Jammer der Einen und die Reisetasche des Andern zur Genüge kund gaben.

„Und so ist Dir's denn wirklich Ernst mit dem Wandern, Heinrich?“

Mit diesen Worten unterbrach das schluchzende Mädchen die peinliche Stille, indem es das große thränenfeuchte Auge starr auf dem Wartschen ruhen ließ.

„Es ist mein letztes Wort, Elise,“ antwortete dieser, des Mädchens Rechte mit beiden Händen

ergreifend. „Es ist mein letztes Wort, und ich gebe noch Einmal auf die Wanderschaft, um das Glück in der Ferne zu suchen, das mir hier versagt ist. Vielleicht begibt sich Dein gnädiger Herr Vetter inzwischen seines hochfahrenden Sinns und setzt nichts weiter einer Verbindung entgegen, die längst im Himmel geschlossen wurde. Mit welchem Schimpfreden er gestern meiner treubherzigen Werbung begegnete, und daß er mir, schäumend vor Wuth, die Schwelle seines Hauses auf immer und ewig verboten, hab' ich Dir schon gesagt. Was soll ich länger in einer Stadt, wo mir meine Armuth sowohl, als das Vergehen meines schwachen Vaters — Gott hab' ihn selig! — zur Last gelegt werden und man mich gewaltsam vom Liebsten trennt, was ich auf Erden besitze, von meiner armen Elise?“

„Weib, Heinrich, ich bitte Dich!“ sehte das Kind. „Es kann ja noch Alles gut werden!“

„Nein, Elise, ich setze mich den Schimpfreden Deines Veters nicht noch einmal aus; und es ist weit besser ich gehe, bevor mich der grenzenlose Haß, den ich im Herzen trage, zum Verbrecher macht an-dem Manne, der sich all mein Glück mit frevelnder Hand zu zertrümmern erlaubte. Wann ich wiederkomme, liebes Kind, bist Du der Zucht und Vormundschaft des Herrn Herrmann entwachsen. Ich selber bringe, will's Gott, ein Paar ersparte Thaler mit, und wer darf sich, wenn Du mündig und wir den häuslichen Herd aus eigenen Mitteln gründen können, unserer Ehe widersetzen? — Aber noch Eins, bevor wir scheiden, Elise! Gest, Du nimmst den Edelknecht nicht und bleibst mir treu, wie weit und wohin uns das Schicksal auch verschlagen möge? Wir finden uns gewiß wieder.“

„Scheid mit nicht vom Edelknecht,“ erwiderte das Mädchen. „Ich verabscheue diesen Gefellen mehr als ich's sagen kann. Weder Vorspiegelungen noch Drohungen werden die Liebe meines Herzens, das ja ganz Dein eigen ist, wankelmüthig machen, das schwör' ich Dir, und nun zieh' mit Gott, weil es denn also beschlossen ist.“

Und sie sekte ein grünes Sträußchen auf die Mähe des geliebten Jungen, der sich mit zerrissenem Herzen aus den Armen des holden Kindes löswand. Aber er sah noch oft, recht oft zurück und schwenkte grüßend sein goldberbräntes Barettlein, bis ihn die grünen Wäse den Augen der Geliebten völlig entzogen. Traurig kehrte das Mädchen in ihre Wohnung zurück, wo sie sich alsobald in ihr Kämmerlein verschloß, um den Thränen unglücklicher Liebe freien Lauf zu lassen.

ber-
d ihr
Wäh-
Klopfe
riefsträger,
st selten ge-
Georg Fabry,
Poststempel von
auten versiegelten
gleichgiltig wieder,
Veränderung derselbe
familie hervorbringen

„Hatte Georg eine liebe Hand
kommt von meiner Elise!“
gewiß, sie hat mich nicht ver-
lost mich noch immer und hält den
heilig, den sie gethan hat!“ Zitternd
Freude und Verlangen, erbrach er den Brief
durchslog seinen Inhalt mit leuchtenden Lu-
und freudig klopfendem Herzen, zuerst für
und sodann laut, damit seine Eltern die
nde mit ihm theilen könnten. Elise meldete,
ihr Rheim sei in ein Pensionat in der Nähe
Alby, der Hauptstadt des Larn-Departes
gebracht habe, wofelbst sie von aller Welt,
jeglichem Umgang mit fremden Personen
schlossen sey; sie werde streng bewacht und
or Thun und Lassen mit scharfem Auge beo-
et; jetzt erst sey es ihr, nach vielen Mühen
verachtlichen Versuchen, gelungen, ein lie-
es Dienstmädchen zu gewinnen, der sie einen
anvertrauen dürfe. Sie bat ihren Georg,
barte Schicksal geduldig zu ertragen, und
öfste auf die nahe Zeit ihrer Volljährig-
wo sie dann, auch ohne des Vaters Willen,
ihre Hand verfügen könnte.

„Und jetzt muß ich Soldat werden!“ rief
rg, wie aus einem Traume erwachend, plöy-
aus, „o, das Schicksal verfährt hart mit
— „Lieber verkaufen wir Alles, was wir
n,“ tröstete die Mutter; „Herr Marchand
und ja ein schönes Stück Geld für unsern
ten angeboten.“ — „Den er jetzt nicht mehr
kaufen wollen, der hartberzige Schuft!“
der Stelzfuß auf, nachdem er lange in Ge-
ren vor sich hingestarrt hatte, „da wollte ich
f witten; doch der alte Fabry wird wissen,
er zu thun hat, seyd nur getrost, der Georg
nicht Soldat werden, dieß würde ihm jetzt,
dam er diesen Brief erhalten, das Herz ab-
len; ich lenne mich in solchen Sachen!“ —
m Nachmittage und gegen Abend war's lustig
lebendig auf den Straßen von Castres; die

Der Kesselthurm,

eine Mülhauser Geschichte alter Zeit.

(Mit einer großen Abbildung.)

Nachstehende historische Erzählung hat einen wackeren Bürger aus Mülhausen zum Verfasser, auf dessen Freundschaft der Hinkende Bote stolz ist; der Name Fr. D t e wird wohl vielen Lesern rühmlichst bekannt seyn, da schon manches schöne Gedicht und manche anmuthige Erzählung von ihm gedruckt worden. Auf die Bitte des Boten hin kam mit der Eisenbahn, die alle Boten, zumal die hinkenden, weit überflügelte, „der Kesselthurm“ von Mülhausen nach Straßburg, nebst einer kunstfertigen Zeichnung zum großen Bilde, auch von einem ehrenwerthen Mülhauser, Fuchs mit Namen, entworfen. Dessenflich wiederholt hiermit der Bote seinen herzlichen Dank, und fügt noch bei, daß die Erzählung zum vorigen Jahre: „Die böse Fastnacht,“ sowie die Zeichnung zu dem drolligen Bilde, das sie begleitete, auch von den beiden lieben Kalendergenossen aus Mülhausen war.

Am der Ill liegt ein trauliches Plätzchen, das Sternengärtlein genannt. Vor Zeiten war dieser, nun von Wohnhäusern umgebene Ort, eine grüne, mit kräftigen Obstbäumen geschmückte Wiese, wo sich die Jugend an Sonn- und Festtagen zu Spiel und Tanz zu versammeln pflegte. In schönen Nächten, wann die Sternlein mit freundlichem Auge über dem Gärtchen wachten, baute auch wohl treue Liebe ihr Nest unter den überhangenden Zweigen und die Wellen der Ill zogen schweigsam vorüber.

Am einem Maimorgen des Jahres 1382 stand, den Stab in der Hand und das Wanderbündelein auf dem Rücken, ein hoher, schlanker Knabe im Sternengärtlein. Ihm zur Seite saß, das Gesicht mit der Schürze bedeckend, ein holdes Mädchen, das dem tiefsten Schmerze preisgegeben schien. War die Beiden eine Weile beobachtet hätte, dem wäre bald klar geworden, daß diese Herzen das bittere Lied vom Scheiden und Meiden anstimmten, wie das ja das maßlose Jammer der Einen und die Reisetasche des Andern zur Genüge kund gaben.

„Und so ist Dir's denn wirklich Ernst mit dem Wandern, Heinrich?“

Mit diesen Worten unterbrach das schluchzende Mädchen die peinliche Stille, indem es das große thränenfeuchte Auge starr auf dem Burschen ruhen ließ.

„Es ist mein letztes Wort, Else, antwortete dieser, des Mädchens Rechte mit beiden Händen

ergreifend. „Es ist mein letztes Wort, und ich gehe noch Einmal auf die Wanderschaft, um das Glück in der Ferne zu suchen, das mir hier versagt ist. Vielleicht begibt sich Dein gnädiger Herr Vetter inzwischen seines hochfahrenden Sinns und setzt nichts weiter einer Verbindung entgegen, die längst im Himmel geschlossen wurde. Mit welchen Schimpfreden er gestern meiner treuherzigen Werbung begegnete, und daß er mir, schäumend vor Wuth, die Schwelle seines Hauses auf immer und ewig verboten, hab' ich Dir schon gesagt. Was soll ich also länger in einer Stadt, wo mir meine Armuth sowohl, als das Vergehen meines schwachen Vaters — Gott hab' ihn selig! — zur Last gelegt werden und man mich gewalttham vom Liebsten trennt, was ich auf Erden besitze, von meiner armen Else?“

„Bleib, Heinrich, ich bitte Dich!“ flehte das Kind. „Es kann ja noch Alles gut werden!“

„Nein, Else, ich setze mich den Schimpfreden Deines Veters nicht noch einmal aus; und es ist weit besser ich gehe, bevor mich der grenzenlose Haß, den ich im Herzen trage, zum Verbrecher macht an dem Manne, der sich all mein Glück mit frevelnder Hand zu zertrümmern erlaubte. Wann ich wiederkomme, liebes Kind, bist Du der Zucht und Vormundschaft des Herrn Herrmann entwachsen. Ich selber bringe, will's Gott, ein Paar ersparte Thaler mit, und wer darf sich, wenn Du mündig und wir den häuslichen Herd aus eigenen Mitteln gründen können, unserer Ehe widersehen? — Aber noch Eins, bevor wir scheiden, Else! Gest, Du nimmst den Edelknecht nicht und bleibst mir treu, wie weit und wohin uns das Schicksal auch verschlagen möge? Wir finden uns gewiß wieder.“

„Sprich mir nicht vom Edelknecht,“ erwiderte das Mädchen. „Ich verabscheue diesen Gesellen mehr als ich's sagen kann. Weder Vorpiegelungen noch Drohungen werden die Liebe meines Herzens, das ja ganz Dein eigen ist, wankelmüthig machen, das schwör' ich Dir, und nun zieh' mit Gott, weil es denn also beschlossen ist.“

Und sie steckte ein grünes Sträußchen auf die Nütze des geliebten Jungen, der sich mit zerrissenem Herzen aus den Armen des holden Kindes loswand. Aber er sah noch oft, recht oft zurück und schwenkte grüßend sein goldverbrämtes Barettlein, bis ihn die grünen Büsche den Augen der Geliebten völlig entzogen. Traurig kehrte das Mädchen in ihre Wohnung zurück, wo sie sich alsobald in ihr Kämmerlein verschloß, um den Thränen unglücklicher Liebe freien Lauf zu lassen.

Else war eine Waise. Sie wohnte, seit dem früh erfolgten Tode ihrer Eltern, bei ihrem Pächter und Vetter, Herrn Herrmann zur Kesseln, dessen Haus, einem kleinen Edelhof ähnlich, am obern Ende der Stadt lag, da, wo die ehemalige Burg gestanden, von welcher noch zwei Thürme übrig waren, deren einen Herr Herrmann zu seinem Besitztum gezogen.

Das ist der sogenannte Kesselthurm, der, noch heute aufrechtstehend und dem heimischen Leser wohlbekannt, aus seinen kleinen Scharten und Fensterlein gar trüb und unheimlich in die junge Welt lugt, die dem kahlen Haupt des alten Neckens einen neuen Deckel aufzusetzen beliebt hat. Else hatte harte Lage im Hause ihres Veters, der, als ein schlimmer, herzloser Mann, beim größten Theil der Bürgerschaft verhaßt war und in Verdacht stand, dem Adel, bei dessen oft wiederkehrenden Anschlägen und Ausfällen gegen die Stadt, im Geheimen behilflich zu seyn und sich von ihm als Werkzeug und Kundschafter brauchen zu lassen. Diese Beschuldigungen ruheten indes auf bloßer Vermuthung, und eigentliche Beweise vermochte Niemand geltend zu machen, sonst würde die Bürgerschaft längst ihr Muthlein an dem verhaßten Manne gekühlt haben. Herr Herrmann war gleichwohl, man wußte nicht wie, zu großem Reichthum gelangt und Else mußte, da ihr Vetter selbst keine Kinder hatte, recht eigentlich auf adeligen Füße erzogen und mit allem umgeben werden, was ihr das Leben angenehm zu machen im Stande war. Aber das herrlich aufblühende Kind war stillen, bescheidenen Sinnes; ihr Herz blieb dem hochfahrenden Wesen des Veters fremd, und der eigenen niedrigen Herkunft eingedenk, war sie, so viel es in ihrer Macht stand, eine Mutter und Verfolgerin vieler Armen, die sie liebten und segneten.

Herr Herrmann ging in seinem Stolze darauf aus, seine Nichte mit einem vornehmen Geschlechte der Stadt zu vermählen. Wirklich bot sich auch Gelegenheit dazu, indem der Edelknecht Wunnenberger, ein abgelebter Lüßling und Herzensfreund des Veters, um Elsens Hand warb. Mit der bereitwilligen Zusage Herrn Herrmanns, die keinen Augenblick auf sich warten ließ, war aber nicht Alles abgethan, denn Else hatte auch ein Wörtchen d'rein zu reden, und dieses Wörtchen war ein kurzes, lautes und bestimmtes „Nein!“ — Ungeachtet der Edelknecht — dessen Kopf, heiläufig gesagt, dem eines Maulwurfs nicht unähnlich war — nicht nachließ, das Mädchen mit seinen Bitten zu bestürmen und ihr alltäglich in goldenen Reimsprüchen

sein schmachtendes Herz zu Füßen zu legen: Else war und blieb, ihm gegenüber, ein ausgemachtes Starrköpfschen, und weder die Bitten des zärtlichen Liebhabers, noch die Vorwürfe des Veters, der ihr manchmal sogar mit der Enterbung drohte, vermochten des Mädchens harten Trotz zu brechen. Es läßt sich denken, mit welchem Unwillen Herr Herrmann die erste Kunde von Elsens stiller Liebe zu Heinrich entgegen nehmen mochte.

Er schäumte vor Wuth, so oft er dieses Verhältnisses gedachte, das ihm gleich einem Schandfleck auf seinem halbadeligen Wappen zu brennen schien. Und wer war die Urheberin dieser Schande? Eine dumme Dirne, die er, wie er sich auszudrücken pflegte, von der Gasse aufgehoben, und die sich nun nicht entblöde, den größten Undank an den Tag zu legen. Else hatte von dieser Zeit an keine gute Stunde mehr im Hause, denn der Alte machte die strengsten Rechte, die ihm, dem Vormund, zu Gebor standen, geltend, und das arme Kind mußte sich die schönste Behandlungswaise, die härteste Einkerkung gefallen lassen.

Heinrich Uttweiler war allerdings nur ein armer Gerbergeselle, dessen Geschlecht fast in der ganzen Stadt verrufen war, weil sein Vater vor zwanzig und etlichen Jahren, Hochverraths halber, auf dem Schaffot gestorben. Es war in jener Zeit des Aberglaubens kein seltener Fall, daß man die Kinder für das Vergehen der Eltern verantwortlich machte und dieselben in engherzigem Pfahlbürgerinn, als hätten sie mit dem Bösen zu schaffen, von der Gemeinschaft „ehrlischer“ Menschen ausschloß. Aber Heinrichs Herz war edel und gediegen, wie das lauterste Gold. Die geringschätzende Behandlung, die er von vielen Seiten erfahren mußte, hatte seinem Wesen eine gewisse Menschenscheu aufgedrückt. Dabei war er aber keineswegs ein Weichling. Schlank, hochgewachsen und jugendmuthig, war er im Ringen und Bogenschießen ein fertiger Gesell, und manches vornehme Ritterlein, das ihn sonst wohl über die Achsel anzuschauen pflegte, duckte sich sitzsam, wenn von Heinrichs Faust die Rede war. Elsens Liebe hatte den guten Jungen unaussprechlich glücklich gemacht. Es war ja das erste Herz, das ihm mit ungeheuchelter Neigung entgegenkam, und Heinrich lebte neu auf in diesem schönen Verhältnisse, das ihm eine rosige Zukunft vor Augen stellte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und der Leser hat bereits erfahren, welche schwarze Wolken den Himmel dieser Liebe verdunkelten. Darum hatte Heinrich beschlossen, sein Wanderbündelein zu nehmen; in der Fremde Elsens Volljährigkeit abzuwarten und durch Fleiß

und Sparbarkeit seine häusliche Niederlassung vorzubereiten.

Während sich nun Else im dunkelsten Winkel ihres Stübchens so recht von Herzen ausweinte, zog Heinrich mit trübem Sinn der Fremde entgegen. Er gedachte zunächst über Welfort nach Mompelgart zu wandern, woselbst er schon früher einmal in Arbeit gestanden. Ach! der schöne, sonnige Maimorgen, mit seinen dufenden Blumen und jubelirenden Vögelschaaren, vermochte sein betrübtes Herz nicht zur Freude umzustimmen, und, statt eines heitern Morgenliedes, strömte seine Seele ein heißes Gebet aus zu dem, der ja auch den dunkelsten Weg, sofern er nicht von der Sünde verdunkelt wird, zu heiterm Ziele gelangen läßt und der nicht zugibt, daß ein nach seiner Liebe dürstendes Herz trostlos verkümmere. Und siehe! die freudige Zuversicht, daß mit Gottes Hilfe Alles besser kommen werde, blieb nicht aus. Heinrich fühlte sich neu gestärkt und die Zukunft, die ihm erst noch so dunkel erschienen war, lag wieder hoffnungsvoll vor seinen Blicken. „Noch ein Jahrlein oder ein Weniges d'rüber, dachte er, und Else wird die Meinige seyn; die Gewalt des grämlichen Herrn Betters ist dann am Ziele, und Else darf, der Zucht entwachsen, nach Belieben schalten und walten.“ — Des Mädchens liebes Bild begleitete den Gesellen auf allen Wegen und Stegen.

Nach einer mehrstündigen Wanderung lud ihn das Dörfchen Hagenbach, unweit Dammerskirch, zur Mittagstafel. Vor dem Wirthshause angelangt, ward ihm seltsam zu Muthe, als er sich plötzlich von einer Menge reißigen Kriegsvolks umgeben sah. Vor dem Hause lagen Helme, Harnische und Hellebarthen in großer Menge aufgespeichert, während einige Kriegsknechte, den gefüllten Becher zur Seite, auf der Schwelle kauerten, beim Karten- und Würfelspiel. Andere streckten sich auf der gegenüberliegenden Wiese behaglich in der Sonne aus, und noch Andere zogen, muntere, leichtgeschürzte Dirnen am Arme, die Straßen auf und ab und sangen heitere Lieder. Es war ein tolles Leben, wie mitten im Kriege. Heinrich schritt, höflich grüßend, vorüber, um im Innern der Schenke ein silbes Plätzchen zu suchen. Aber es ging daselbst noch bunter zu, als draußen im Hofe. An reichbesetzter Tafel saßen viele Herren von vornehmern und kriegerischem Aussehen. Sie ließen die gefüllten Becher wacker kreisen, und heitere Witze und fröhliche Reden würzten das Mahl. Die Gäste maßen den eintretenden Handwerksburschen mit finstern Blicke

und schienen an seiner Gesellschaft keinen sonderlichen Gefallen zu finden. Heinrich kehrte sich nicht daran. Er dachte: „wo ein Wirthschild hängt, da hat Jeder Eintritt für sein Geld, und der freie Bürger einer freien Stadt braucht sich vor keinem Herrn, wie hochgestellt er auch seyn mag, zu scheuen.“

„Herr Wirth, ein Glas Wein!“ und die zwei Plappert lagen schon auf dem Tische. — „Mit Verlaub, Jungfer, wer sind die fremden Herren, die da so vergnügte Tafel halten?“ fragte er die Dirne, die ihm den Wein verabreichte.

„Der Graf von Bergy,“ flüsterte das Mädchen, indem sie geschäftig vorübereilte und sein Geld einstrich.

Der Graf von Bergy! — das dächte dem Heinrich sonderbar, denn er hatte schon oft von diesem Manne sprechen hören, der seinen Sitz im Lande Burgund hatte und weit und breit als ein geschworner Feind der elsässischen Städte bekannt war, in deren Gebiet er oft bei nächtlicher Weile, dem verschlagenen Wolfe gleich, einzubrechen und Schaden anzurichten pflegte. Namentlich war er durch seine Händel mit den Straßburgern berüchtigt worden, welche letztere ihm unlängst eine gute Lehre ertheilten, indem sie sein festes Schloß Chatelart der Erde gleich gemacht. Heinrich witterte Verrath und Unglimpf, und in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, von des Grafen Gesinde einigen Aufschluß zu erhalten, trank er sein Gläschen rasch leer und begab sich sofort zu den Kriegsknechten.

„Thu' Eins Bescheid, Bruder Handwerksbursch!“ rief ihm draußen einer der Soldaten in welscher Sprache entgegen, indem er ihm seinen Becher vertraulich darreichte. Des Mannes Gesicht blühte wie eine Rose und man merkte wohl, daß er des Guten schon in vollem Maße genossen. Heinrich, der französischen Sprache kundig, ließ sich nicht lange bitten und führte mit freundlichem Danke das gefüllte Becherlein zum Munde.

„Woher, wohinaus, Freund Handwerksbursch?“ fuhr der Kriegsmann fort, indem er den frischen Gesellen mit neugierigen Blicken musterte.

„Ich komme von Mülhausen,“ erwiderte Heinrich, „und gedenke mit Gottes Beistand nach Mompelgart zu wandern.“

„So, so, von Mülhausen,“ lachte der Andere. „Ein verheulenes Nest das! Da kommt Ihr also her, wohin wir schon morgen lustigen Muthes zu ziehen gedenken. Gnad' Gott Eurer verdammten Bürgererschaft! Seyd Ihr vielleicht auch ein Mülhauser?“

„Mit Nichten,“ antwortete der Gefragte, schlaun einlenkend. „Ich bin bloß daselbst in Arbeit gestanden und freue mich von Herzen, das langweilige Nest im Rücken zu haben. Die Welt ist groß und des Burschen Heimath, Gott sey Dank! nicht an Eine Scholle gebunden. Aber, mit Verlaub, was führt Euch nach Mülhausen, gestrenger Herr?“

„Das Verlangen, diesem Bürgerstolze ein burgundisches Ei in's Nest zu legen,“ lachte der Weinselige. „Gebuld, Ihr sollt bald Neues hören! Wir wollen diese Bürgerlein, zum höflichen Dank für ihren langährigen Trost, dergestalt überrumpeln, daß, straf' mich Gott! kein Ziegel auf dem Dache, kein Haar auf dem Schädel haften bleibt.“

„Aber die Stadt ist tüchtig besetzt,“ erwiderte Heinrich. Das Alles wird sich wohl nicht so leicht in Einer Nacht abmachen lassen. Seht Euch vor, denn diese Pfahlbürger sind grobe Gefellen.“

„Hm, hm!“ brummte der Burgunder, den der Wein immer redseliger machte, „hat sich wohl! Unsere Schwerter, das will ich Euch gesagt haben, werden bei diesem Streite keine Scharten, und unsere Köpfe keine Löcher bekommen. Ist doch der Weg, der uns in das Herz der Stadt führen wird, durch Vorsorge unseres wackern Bundsgenossen, des Herrmann zur Kesseln, der in der Stadt säßhaft ist und einen Thurm am äußern Ende der Ringmauern bewohnt, schon längst angebahnt. Der Rauz hat — ich will's Euch frei heraus sagen, weil auch Ihr ein Feind der Stadt seyd und, wie ich sehe, mit uns gemeinschaftliche Sache macht — der Rauz hat außerhalb der Stadt ein Pfortlein in den Thurm gebrochen, durch welches wir unbemerkt in seinen Hof gelangen werden. Das Pfortlein ist zur Tageszeit mit grünem Gestrüpp verdeckt, und es merkt natürlich keine Seele, was dahinter gebrüet wird. Des Nachts aber, wenn die gesammte Bürgerschaft im Schlafe liegt und nur etwa noch eine verliebte Katze zu miauen pflegt, öffnet sich das Pfortlein unsern Boten auf's bereitwilligste, sowie es sich auch morgen Abend unserer ganzen Schaar gassslich aufstun wird. Zuhei, das wird eine lustige Nacht werden! Gnad' Gott den sittsamen Bürgerstöchterlein!“

Und also sprechend bot der trunkene Kriegsknecht dem Heinrich einen frischen Becher, den dieser mit einem kräftigen Zug leerte.

„Nun, so wünsche ich Euch gesegnete Fahrt und gutes Gelingen!“ rief der schlaue Geselle, indem er seinem Gewährsmann die Hand drückte.

„Gebabt Euch wohl und Nichts für ungut.“

„Glück auf die Reise!“ lachte der Burgunder,

indem er sich behaglich, seiner ganzen Länge nach, auf die Schwelle ausstreckte.

Heinrich hatte den Worten des betrunkenen Kriegsknechts anfänglich nur geringen Glauben geschenkt. Je mehr er sich aber die ganze Sache überlegte, je wahrscheinlicher kam sie ihm vor; war es doch nicht das erste Mal, daß sich der verschmitzte Graf von Bergy einen Eingriff in fremdes Recht zu schulden kommen ließ. Seine Vermuthung steigerte sich aber zur Gewißheit, als er plötzlich einen ihm wohlbekannten Knappen des Edelknechts Wunnenberger in voller Hast nach der Schenke traben und daselbst absteigen sah. Heinrich durchschaute nun mit klarem Auge das ganze Gewebe, in welchem, gleich zwei giftigen Spinnen, der Herr zur Kesseln und dessen sauberer Genos, der Edelknecht, verflochten waren, und sein Herz empörte sich bei dem Gedanken, daß seine Vaterstadt — an welcher er, wie wenig Gutes sie ihm auch erwiesen, mit kindlicher Liebe hing — Gefahr laufe, vielleicht heute noch in die Hände eines raub- und mordgierigen Gesindels zu fallen, das es auf Vernichtung ihrer altehrwürdigen Freiheiten, auf Beeinträchtigung ihrer Ehre, auf Schändung ihrer Frauen abgesehen. Wie hätte Heinrich unter solchen Umständen seinen Stab weiter setzen und die Vaterstadt dem finstern Geschehe, das sich vorbereitete, überlassen können? Er kehrte um. Er fühlte sich berufen, das Gewitter abzuleiten, das seinem lieben Mülhausen drohte, und nebenbei auch — der Himmel wird ihm die Schadenfreude verziehen haben, denn sie war gerecht und billig — seinen Todfeind, den Herrmann zur Kesseln, von Grund aus unschädlich zu machen. Er ertrug es nicht länger, seine gute Elfe in den Händen dieses Hochverräthers zu wissen; auch sie galt es nun von der lästigen Vormundschaft zu befreien.

Er schlug also unverzüglich den Rückweg ein, und noch ehe der Abend dämmerte, befand er sich wieder vor den Thoren seiner Vaterstadt. Auf der Bank vor der Thorstube saßen die langweiligen Gefellen, die allabendlich daselbst Maulaffen feilschten und nicht leicht ein hübsches Dirnchen oder eine ehrsame Bürgerfrau ungesoppt durchpassiren ließen. Als sie den Heinrich auf so ganz unvermuthete Weise zurückkehren sahen, brachen sie in lautes Gelächter aus und der Eine rief:

„Ei, Meister Heinrich, das war eine langem Reise! Ihr seyd wohl mit Meilenstiefeln gwandert?“

Und der Zweite: „Nun, so gibt's Bescheid, macht für ein Ereigniß hat der Herrprophet, des Kaisers“

von China heute früh in den Sternen gelesen?“

Und der Dritte: „Was Teufels habt Ihr nur so lange auf Euch warten lassen? Euere Braut ist inzwischen längst Großmutter geworden.“

Aber Heinrich machte gute Miene zu bösem Spiel und, rasch vorübergehend, antwortete er mit unbefangenen Lachen:

„Wer keine Gedanken hat, hochedle und vielgestrenge Herren, der hat Füße! Hätt' ich heut morgen meinen Lauffchein nicht auf der Kanzlei liegen lassen, so wäre ich jetzt Gott weiß wie weit, und Eure gute Laune hätte, mit Respekt zu melden, ein anderes Ziel suchen müssen.“

Ein schallendes Gelächter vertrat die Antwort, aber Heinrich war den Herren längst aus den Augen. Wohl schlug ihm das Herz bei dem Gedanken, der Geliebten wieder so nahe zu seyn und den Todfeind seines Glückes, der ihm noch gestern hoffärtig gegenüber gestanden, so ganz in seiner Gewalt oder, wie man zu sagen pflegt, in der Tasche zu haben und demselben eine Ohrfeige beibringen zu können, die er zeit lebens nicht verdauen werde. Doch das Schicksal der Vaterstadt war dem wackern Patrioten mehr als sein eigenes Loos angelegen, und die Liebe, wie hell sie auch in seinem Herzen brannte, trat in den Hintergrund Angesichts der Gefahr, die der Vaterstadt sowohl als ihren ehrwürdigen Rechtsamen und Freiheiten drohte. Er begab sich daher schnurstracks zum Bürgermeister, Herrn D t m a r v o n R e g i s h e i m, um ihn von der Verschwörung zu benachrichtigen, auf deren Spur ihn die Vorführung so wunderbar geführt hatte. Herr D t m a r saß eben mit einigen Herren des Rathes und der Geistlichkeit in der Gartenlaube hinter seinem Hause und verschuchte beim blanken Becher die Sorgen des Amtes. Heinrichs Rede schlug gleich dem Blitz in den Lustgarten dieser Herren. Sie sprangen verblüfft vom Stuhle auf und griffen nach Hut und Mantel, um vor Allem die eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Herr D t m a r aber, befürchtend die Kunde möchte zur Unzeit in der Stadt laut werden, hielt die Herren fest und ließ in Eile den gesammten Rath aufbieten, um demselben den mislichen Sachverhalt vorzulegen und, gemeinschaftlich mit ihm, die nöthigen Maßregeln zur Abwendung des nahenden Gemitters zu ergreifen.

Während nun diese Männer in des Bürgermeisters Wohnung tagten, eilte Heinrich, im Einverständnis mit ihnen, zu seinem Gönner, Herrn D i p p h o l d G a y l i n, einem der angesehensten und freisinnigsten Bürger der Stadt, um auch ihn von der Gefahr zu benachrichtigen,

in welcher die liebe Vaterstadt schwebte. Es dunkelte bereits, als Heinrich durch die hallende Neusteingasse zog, woselbst Herrn D i p p h o l d s festes Gehörte stand. Er stieg die steinerne Wendeltreppe empor und klopfte mit hastigen Schlägen an das Gemach des Gönners, aus welchem ihm ein klägliches Schluchzen entgegenscholl, das zuweilen durch Herrn D i p p h o l d s kräftige Stimme unterbrochen wurde. Nach wiederholtem Anklopfen ward die Thüre geöffnet und der Knabe lag — in Elsen Armen. Das unvermuthete Zusammentreffen erhöhte die Wonne des Wiedersehens und wandelte in Thränen der Freude des vielgeprüften Kindes bitteres Herzeleid.

Benige Stunden nach Heinrichs Abreise war Else, in Folge abermaliger Mißhandlungen, aus dem Nesselhofe zu Herrn D i p p h o l d geflohen, um bei dessen jüngster Tochter, ihrer treuen Freundin, Schutz und Obdach zu suchen.

Das arme Kind war, trotz aller Liebe, die ihm in diesem Hause zu Theil wurde, der Verzweiflung nahe und zerfloß in Thränen ob seines Mißgeschicks. Aber wenn das Leid am höchsten, ist die Hilfe am nächsten, und in demselben Augenblicke, da Else, Alles verloren gebend und weinend zu Herrn D i p p h o l d und der Freundin Füßen saß, warf die unvermuthete Heimkehr des Bräutigams einen neuen Hoffnungsstrahl in ihr dunkles Leben. Doch die Zeit drängte, und Heinrich, wie beglückt sein Herz auch schlagen mochte, überließ sich nur kurze Zeit den Freuden der Liebe. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, theilte er Herrn D i p p h o l d und der Braut die Veranlassung seiner schleunigen Rückkehr mit, und schilderte ihnen mit lebendigen Farben die Erlebnisse des heutigen Tages. Elsen schwand die Besinnung, als sie aus des Freundes Munde die Erzählung aller Nichtswürdigkeiten vernahm, die gleichsam unter ihren Augen, im Nesselhofe gebrütet worden waren. Herr D i p p h o l d war nicht minder betroffen, und die Verachtung, mit welcher er von jeher dem Herrmann begegnet war, steigerte sich zu grenzenlosem Haß, als ihm die Bosheit dieses Mannes so klar vor Augen lag.

Er schritt eine Weile mit finsterner Stirne und gekreuzten Armen hastig auf und nieder. Mählich hielt er inne, schloß den Heinrich in seine Arme und rief:

„Knabe, Du hast Deine Vaterstadt gerettet! Gott vergelte Dir was Du gethan! — Aber an uns ist es nun zu handeln, wenn die Obrigkeit zu zaudern beliebt. Heinrich folge mir.“

Heinrichs Auge hafterte mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf der Geliebten. Sie flog in

seine Arme und rief: „Heinrich, wenn die Pflicht gebietet, muß sich das Herz fügen. Geß mit Gott, indeß wir für Euch und für die gute Sache zu Ihm beten. Er wird Alles wohl machen.“

Und die beiden Männer zogen, erfüllt von ihrem Vorhaben, Hand in Hand von dannen, indeß sich Else und die Freundin betend am Hausaltar niederwarfen.

Nach Verlauf einer Stunde winnelte es in Herrn Dippolds Hofe von waffentragenden Bürgern und Knechten. Sie waren auf seinen Ruf einzeln und unbemerkt herbeigeeilt, und eine allgemeine Entrüstung that sich kund, als ihnen Herr Dippold die Gefahr schilderte, in welche die Vaterstadt durch einen nichtswürdigen Verräther gestürzt worden.

„Frisch auf, nach dem Messelnhofe!“ riefen Alle wild durcheinander. „Nieder mit dem Verräther! Fort mit dem Adel!“ — „Heute nach dem Messelnhofe und morgen nach Hagenbach!“ riefen Andere, und die Pechfackeln fingen Feuer, die Schwerter rasselten an den blanken Panzern, die Pforten sprangen auf, und nach wenigen Minuten stand der furchtbare Haufe vor dem Messelthurme, dessen Uhr eben die Mitternacht verkündete. Des Verräthers Stündlein hatte geschlagen.

Die Obrigkeit hatte ihrerseits schon mehrere Posten besetzt lassen, und ehe man sich's versah, war das Gehöft umringt, die hintere Pforte bewacht und das Hauptthor überstiegen. Jubelnd streckten die unzähligen Pechfackeln ihre gelbe Zunge in das mitternächliche Dunkel, und lustig flogen die Pfeile und Bolzen nach dem Messelthurme, in dessen Räumen Herr Herrmann sorglos, und keineswegs auf eine Ueberrumpelung vorgesehen, seine gottlosen Pläne schmiedete. Zwei burgundische Männer und der Edelknecht saßen neben ihm an runden Tisch hinter den schäumenden Kannen, und bereiteten das Geschick Mülhausens, als wären sie von Gott selber zu Stellvertretern eingesetzt worden. Aber die blanken Schwerter der, unter Heinrichs Anführung, eindringenden Schaar zerschnitten den goldenen Faden ihrer Träume, und ehe die Herren sich's versahen, lagen sie gefesselt zu den Füßen der jugendlichen Bürger. Vergebens bemühte sich Herrmann, den Unbefangenen und Unschuldigen zu spielen und alle Theilnahme an der ihm zur Last gelegten Verschwörung wegzuleugnen. Die entrüsteteren Jünglinge schleppten, keine Gnade kennend, die Missethäter in den Hof, woselbst sie mit furchtbarem Jubel empfangen wurden. Die Menge war inzwischen zum ungeheuern Volks-

haufen angewachsen, und Herr Dippold sah sich genöthigt, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um das Volk zu beschwichtigen, das die unbedingte Auslieferung der Verräther verlangte. Inmitten seiner Seelenangst legte Herrmann endlich das volle Geständniß seiner Sünden ab.

In derselben Nacht ward ihm und seinen Gesellen, dem Brauche jener Zeit gemäß, ein Gericht im eigenen Hofe gesetzt, welches das vom Volke einstimmig gesprochene Todesurtheil bestätigte.

Es wurde dasselbe noch vor Tagesanbruch vollzogen, und bald darauf gelangte die Kunde nach der Stadt: Der Graf von Berg habe das Dörflein Hagenbach verlassen und sich in eiliger Flucht nach Burgund zurückgezogen.

Lieber Leser, ich versuche es nicht, Dir den Jubel zu schildern, der überall laut wurde, wo der wackere Heinrich Urtweiser erschien. Er hatte seinen Namen allerdings an diesem Tage rein gewaschen, und kein Mafel haftete fortan am Wappens des herzvollen Mannes, dessen That auf allen Lippen, dessen Bild in allen Herzen lebte. Reich beschenkt und um seiner Treue willen in die Zahl der gefreiten Bürger erhoben, dachte er nunmehr an keine andere Wanderung, als an die Reise in das lang ersehnte, gelobte Land der Ehe, das sich im schönsten Sonnenglanze vor ihm ausbreitete, und der lieblichen Braut, zu deren Füßen er alle seine Kränze niederlegte, bangte vor keiner neuen Trennung.

Das Vermögen Herrn Herrmanns war Elfen, als seiner alleinigen Erbin, zugefallen, und der alte Messelthurm sah freundlich aus seinen frisch gepuzten Fensterlein dem Einzuge der nunmehrigen Herrin entgegen.

Und nun? Ein fröhlicher Hochzeittag allerdings; ein Volks- und Bürgerfest im Sinne des Wortes. Die ganze Stadt nahm an Heinrichs und Elsens Hochzeit Theil, und in Gefolge der Brautleute schritt, nebst dem städtischen Bürgermeister und Herrn Dippold Gaylin, der gesammte Rath mit den Abgeordneten der verschiedenen Zünfte und Gewerke. Das wohlblöbliche Regiment hatte auf seine eigenen Kosten in der alten Herberge „zur Traube“ das Hochzeitmahl bereiten lassen, und der wohlbestallte Rathsfeller spendete die besten Flaschen seiner flüssigen Schätze. — Als nun der Zug, aus der ehrwürdigen Stephanskirche kommend, sich nach dem Gasthause bewegte, war die Straße über und über mit Blumen- und Laubkränzen bedeckt, und das Lebehoch der herbeiströmenden Menge begleitete die festliche Schaar weit über die Schwelle der Herberge.

Wer sich dieses Leben recht lebendig veranschaulichen will, der werfe einen Blick auf die gegenüberstehende Zeichnung. Unser Künstler, der, beiläufig gesagt, ein schlauer Fuchs ist, hat diese Scene so naturgetreu zu schildern gewußt, daß man glauben möchte, auch er wäre der fröhlichen Hochzeitsgäste einer gewesen.

Ich füge nur noch bei, daß Heinrich und Esse den düstern Messelhof zu einem kleinen Paradiese umschufen, so weit sich nämlich ein solches auf Erden gestalten läßt, und daß ihr Geschlecht noch viele, viele Jahre lang in Ehr' und Segen zu Mülhausen fortblühte.

Die Drahtbrücke zu Angers.

(Mit einer Abbildung.)

Weiß der geneigte Leser, wo die Stadt Angers liegt? Im Departement der Maine und der Loire, in der Nähe von Saumur, woselbst, wie bekannt, eine große Kavallerieschule sich befindet. Der Bildhauer, welcher das Modell zu Gutenbergs Bildsäule gemacht hat, die zu Straßburg auf dem ehemaligen Gärtnermarkt, dem heutigen Gutenberglatz steht, ist aus Angers gebürtig; er fügte seinem Familiennamen den seiner Vaterstadt bei, und der Name David von Angers ist weltberühmt geworden.

Angers zählt ungefähr 40,000 Einwohner, und ein Bischof hat darin seinen Sitz. Der Fluß, die Mayenne, nachdem er die Wasser des Loir, der nicht mit der Loire, dem großen Strome verwechselt werden darf, und die der Sarthe aufgenommen hat, erhält den Namen Maine, und strömt durch die Stadt, was daher mehrere Brücken nothwendig macht. Jetzt, da wir Angers in etwas kennen, schreitet der Hinkende Bote zu seiner traurigen Erzählung.

Das 1te leichte Infanterie-Regiment lag zu Rennes, der alten Hauptstadt der Bretagne, in Garnison. Im Frühjahr 1850 erhielt's vom Kriegsminister den Befehl, aufzubrechen und nach Afrika sich auf den Weg zu machen. Da hilft keine Widerrede; der Soldat muß gehorchen, er mag wollen oder nicht, sonst wird er ins Loch gesteckt. Das Gerücht war allgemein verbreitet, man schicke darum dieses Regiment nach Algerien, um es wegen seiner allzu demokratischen Gesinnungen zu bestrafen, und in der Hoffnung, es werde dort sein Mütchen an den wilden Arabern der Wüste kühlen können. Der Bote kann hierüber nichts Bestimmtes sagen, und läßt die Sache dahingestellt seyn. Kurzum,

das Regiment brach in den ersten Tagen des April von Rennes auf und zog Bataillonsweise den Gestaden des Mittelmeeres zu. Die Straße führte durch die Stadt Angers. Die Bataillone waren eine Tagreise von einander entfernt.

Bereits hatten das erste und das zweite Bataillon in Angers übernachtet, und am 16. April wurde das dritte Bataillon daselbst erwartet, mit dem Etat-Major, der Musik und den Sapeurs. Man erzählte sich, daß während des Aufenthalts der beiden früher angekommenen Bataillone, einige Unordnungen in den Schenken und aufrührerisches Geschrei Statt gefunden haben sollen, und daher dem dritten Bataillon der Befehl entgegen geschickt worden sey, einen wenig besuchten Weg zum Einzuge in die Stadt zu nehmen, weil man auf der gewöhnlichen Straße, die durch die volkreichsten Stadttheile führt, wieder Unordnungen und verpöntes Rufen befürchtete. Der angewiesene und auch eingeschlagene Weg führte die Soldaten an das rechte Ufer des Maineflusses, über den an diesem Orte eine Drahtbrücke gespannt war.

Die Drahtbrücken sind eine künstliche Erfindung aus der neueren Zeit und sehen gar zierlich und elegant aus. Man baut solche gewöhnlich da, wo der Errichtung einer andern Brücke Schwierigkeiten entgegen treten, oder wo man die Schifffahrt nicht durch Focher hemmen will, denn eine Drahtbrücke hat keine Focher. Auf jeder Seite des Wassers erheben sich zwei Säulen oder Pfeiler, an denen zwei dicke Drahtseile, aus einer großen Menge Drahtfäden zusammengesetzt, befestigt werden, die man über den Fluß spannt; diese Seile tragen sodann die eisernen Barren, die Balken und Bretter der Brücke, die natürlich beweglich und elastisch ist, und mit einiger Gewalt hin und her kann geschaukelt werden, wie eine Wiege. Denjenigen seiner Leser, die noch keine Drahtbrücke gesehen haben, rather der Bote an, bei Straßburg in die Kuprechtsau zu gehen, woselbst eine über der Ill schwebt. Zur Warnung ist hüben und drüben der polizeiliche Befehl angeschlagen, daß keine allzuschwer beladene Wagen darüber fahren dürfen, und daß, wenn eine Abtheilung Soldaten darüber zieht, solche nicht im Schritt gehen sollen, damit die Last durch gleichzeitiges Auftreten nicht vermehrt werde. Eine der merkwürdigsten Drahtbrücken ist zu Freiburg in der Schweiz; sie führt über eine 160 Fuß tiefe Kluft, und ist 900 Fuß lang; im Jahr 1834 wurde sie vollendet und vom Bischof von Freiburg eingeweiht; ein französischer Ingenieur ist ihr Erbauer. Doch, wir kehren wie

der nach Angers zurück, dessen Drahtbrücke den Namen Basse-Chaine, „Niedere Kette,“ trug, und vor zwölf Jahren erbaut wurde. Es scheint, daß gleich von Anfang her nicht Alles an dieser Brücke in bester Ordnung und festem Zustand war, denn schon zehn Jahre nach ihrer Erbauung mußte eine allgemeine Ausbesserung mit ihr vorgenommen werden, welche die Stadtkasse auf 36,000 Franken zu stehen kam. Ein schönes Stück Geld für eine verpfuschte Arbeit! Der Vortritt meint, daß die Drahtbrücken jetzt ziemlich in übeln Ruf kommen werden, und daß mancher seiner Leser denken wird, so ganz unrecht haben die Oesterreicher doch nicht, wenn sie sagen: „Wir wollen's holt beim Dsten lassen!“

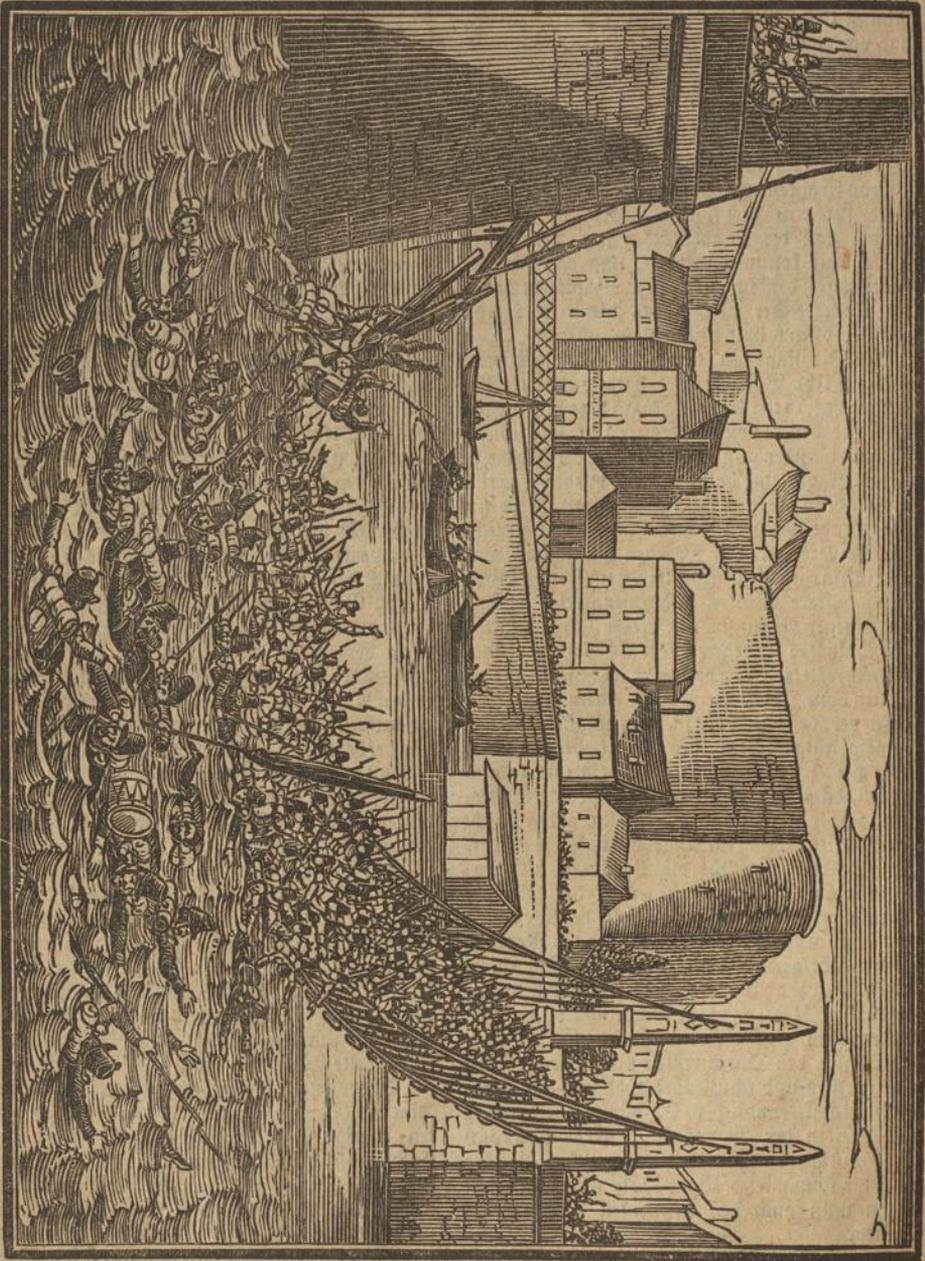
Am Dienstag, den 16. April 1850, ein Viertel nach elf Uhr Vormittags, hatte das dritte Bataillon des 11ten leichten Infanterie-Regiments die Drahtbrücke von Angers erreicht, und schickte sich an, hinüber auf das linke Ufer der Maine zu ziehen. Kaum eine halbe Stunde vorher war eine Schwadron des 8ten Husaren-Regiments, die aus der Stadt Nantes kam, über die nämliche Brücke gezogen. Der Morgen war schön gewesen, allein gegen Mittag hatte ein starker Westwind düstere Wolken zusammengetrieben, und ein heftiger Regen strömte nieder, den der Wind den Soldaten entgegen blies. Es war ein rechtes Sturmwetter. Die Trommler und die Musik erspielten vom Obrist-Lieutenant, einem alten Soldaten der Kaiserzeit, der schon in der Schlacht von Leipzig mitgekämpft, den Befehl, beim Marsch über die Brücke nicht zu trommeln und zu musizieren, damit die Soldaten, die in halbe Sektionen, zwölf Mann hoch, getheilt wurden, nicht im Schritt gehen. Im Augenblick als die vordersten Soldaten, welche die Vorwache bildeten, es war ein Peloton Voltigeurs, die hängende Brücke betraten, heulte und pfliff der Westwind mit noch größerer Gewalt, stürzte der Regen in noch mächtigeren Strömen hernieder. Es schien, als sollten die ahnungslosen Krieger vor dem verderblichen Uebergang zurückgeschreckt werden. Aber wohin, großer Gott! drüben über der Brücke winkte den Durchnästen und Durchfornen ein warmes und schützendes Obdach, und liebevoller, gastfreundlicher Empfang harrete ihrer von Seiten der Bewohner Angers. Also rasch und muthig vorwärts! Unererschrocken hinüber über die schwankende Bahn! Ein rechter Kriegsmann muß auch den Elementen Trost bieten können.

Jetzt trägt die 100 Meter lange Brücke die schwere Last. Mit schnellen Schritten eilen die

Soldaten darauf hin, um desto früher das jenseitige Ufer zu erreichen. Bereits waren die den Zug eröffnenden Voltigeurs, die Sapeurs, die Trommelschläger und ein Theil der Musik auf festem Boden angelangt, als plötzlich ein gräßliches Krachen ertönte, das durch Mark und Bein fuhr. Der eine der gußeisernen Pfeiler des rechten Ufers hatte zu wanken begonnen, und wich aus seiner Grundfeste. Als die Soldaten fühlten, daß die Brücke auf die eine Seite sich neigte, wandten sie sich, schnell wie der Gedanke, auf die andere Seite, und auch hier wurde der Pfeiler aus seinem Fundament gerissen und stürzte in die Fluthen; die Drahtseile brachen entzwei, und die Brücke senkte sich krachend und dröhnend, mit all den Hunderten, die sie nicht zu tragen vermochte, in die vom wilden Sturme furchtbar hin und her gepeitschten Wogen hinab, und schüttele die Soldaten, mit Sack und Pack, in ihren dunkeln, unheimlichen Schooß. Nur die Hälfte der vierten Compagnie des Centrums, und das letzte Peloton der Voltigeurs hatten die Brücke noch nicht betreten; sie blieben daher verschont. Jetzt denke sich der mitfühlende Leser so recht lebendig diesen entsetzlichen, unheilvollen Austritt. Welch Getrach und Geschrei und Waffengeklirr! Alles durcheinander und übereinander, und oben drein der heftige Regenguß und der heulende Westwind. O wahrhaftig, das Blut stockt einem in den Adern und die Brust zieht sich schmerzlich zusammen, wenn man an diese Augenblicke des Verderbens und des Untergangs denkt!

Hinter der Musik zog der Obrist-Lieutenant einher, hoch zu Ross, umgeben vom Etat-Major; hinter ihm die Markbedientinnen. Dann kam die Grenadier-Compagnie, schöne, auserlesene Mann; diesen folgten die Compagnien des Centrums, mit der Fahne des Regiments. Alles dieß war nun, beim Senken der Brücke, in gräßlicher Verwirrung zusammengestürzt, und bildete nur eine einzige, dichte Masse. Die Soldaten hatten ihre Flinten, wie solches während des Marsches gebräuchlich ist, auf der rechten Schulter liegen; natürlich stürzten sie nun, da die Brücke auf einer Seite zusammen brach, rücklings hin, und die Bayonnette der Vorderen richteten unter den Hinteren, die den ganzen Stoß zu erdulden hatten, blutige Verheerungen an. Die Grenadier-Compagnie, die nächste am jenseitigen Ufer, hatte am wenigsten auszufehen, da, wie natürlich, der Anfang der gesenkten Brücke noch keinen so steilen Abhang bildete, als die Mitte und das Ende derselben, und sie am Geländer sich anklammern konnten. Durch die Drahtseile, die auf dem

Die Trahlbrücke zu Singers.



linken Ufer nicht zerrissen waren, bekam die Brücke eine sehr starke Schwingkraft; nach dem ersten Sturz schnellte das gebrochene Ende mehrmals wieder in die Höhe und schleuderte jedesmal auch einige Soldaten hinunter in den tobenden Fluß!

Das Pferd des alten Obrist-Lieutenants war zusammengestürzt und häßte seinen Reiter beinahe zerquetscht, dem sein Adjutant-Major, Capitän Desmaretz, der hinter ihm gegangen, schnell zu Hilfe sprang, ihn am Arm ergriff und gegen den linken Brückenrand zog. Dieß rettete dem alten Krieger das Leben. In seinem Brief an einen General, den eine Pariser Zeitung veröffentlichte, erzählt der Obrist-Lieutenant seine Rettung mit folgenden Worten: „Ach! mein General, welch herzzerreißendes Schauspiel! Die armen Soldaten, meine lieben Kinder, ganz übereinander und untereinander! Noch niemals hab' ich so was Schreckliches gesehen, und bin doch alt und grau geworden im Waffendienst. Als mein Pferd unter mir zusammengestürzt war, und ich mich wieder aufgerafft hatte und es am Zaum ergreifen wollte, faßte mich Hauptmann Desmaretz rasch am Arm und riß mich zum linken Brückenrand hinüber; ihm verdank ich meine Rettung; schon stand ich bis unter die Arme im Wasser; mit Hilfe einiger Soldaten gelangt es ihm, mich in ein Boot zu heben, in welchem schon ein Einwohner von Angers, ein ehemaliger Militär, stand, der mich, fast bewußtlos, in seinen schützenden Armen aufnahm. Aus diesem Rahne gelangte ich auf ein Waschschiff und von dort endlich ans Ufer.“

„Ich war also gerettet; allein das unglückliche Schicksal meiner Soldaten, meiner Freunde und Waffenbrüder, drückte mir beinahe das Herz ab, und ich konnte nicht auf die Hilfeleistungen achten, die mir die herzugeeilten Bewohner der Stadt und die Offiziere der Garnison mit großem Eifer angedeihen ließen. O meine armen Kinder! Meine armen Soldaten!“

Unglücklicher Weise ließen die vom Winde mit Macht geweitschten Bogen nicht wohl zu, daß man den Ertrinkenden mit Schiffen zu Hilfe eilte; und doch stürzten heldenmüthige Retter herbei; besonders die wackeren Schiffer von Angers zeichneten sich rühmlich aus, und ein großer Theil der Soldaten, die sich am Brückengelände angelammert, oder die durch ihre Tornister noch einige Zeit lang über dem Wasser gehalten wurden, konnten glücklich gerettet werden. Am Ufer nahmen die Einwohner der Stadt, die herzugeeilten Behörden, die Soldaten der Garnison und ihre eigenen Kameraden, die glücklich drüben

gelandet waren, die Geretteten liebevoll auf; trockene Kleider und Decken wurden herbeigeschafft; alle Aerzte von Angers standen da und ließen den Verwundeten ihre Pflege und Sorgfalt angedeihen. Besonders thätig und theilnehmend erwiesen sich die edeln Weiber aus dem Volke, deren Augen heiße Thränen des Mitgeföhls entströmten. Auch die Barmherzigen Schwestern waren aus dem Spital herbeigekommen, überall helfend, pflegend und tröstend; edle Priester harrten der Sterbenden, und reichten ihnen noch vor ihrem Tode den Trost der Religion, der mit Glauben und Ehrfurcht angenommen wurde.

Angers Bewohner wetteiferten mit einander im Guteethun. Alle wollten einen oder den anderen der Geretteten in ihrem Hause beherbergen. Wagen wurden herbeigeschafft, um diejenigen, welche zum Gehen sich zu schwach fühlten, in die Stadt zu bringen, und dort ihrer liebevoll, mit christlicher Barmherzigkeit zu pflegen.

Auch an die Todten mußte jetzt gedacht werden, die noch auf dem Grunde des Flusses lagen, wozu die Schiffer ihre ganze Thätigkeit verwendeten, unter der Leitung der Municipal-Verwaltung. In der Morgenstunde des Mittwochs, 17. April, hatte man bereits 160 Leichname heraufgezogen, und doch waren's noch ihrt Alle. Ein Soldat wurde aufgefunden, der durch und durch an eine Flinte gespießt war. Fast alle Bayonnette waren gekrümmt, und man fand Flintenläufe, die aussahen wie gebogene Reife, was vermuthlich vom Sturz der schweren Brückenpfeiler herrührte.

Während man im Flusse die Ertrunkenen suchte, hatte im Hofe des Akademiegebäudes der Namensaufruf, oder der Appel, Statt; gar Mancher blieb bei Nennung seines Namens die Antwort schuldig. Von einigen Compagnien, die 17 Mann stark waren, riefen nur 15 bis 20 ihr: «Présent!»... Fünf Offiziere, worunter der Fahnenträger, fehlten. Ihre Leichname wurden aufgefunden; man erzählt, daß der Fähndrich, Carotte mit Namen, noch fest und krampfhast die Fahne umklammert hielt, die ihm anvertraut worden; mit ihm war die ganze Fahnenwache zu Grunde gegangen, bei welcher ein Voltigeurs-Korporal sich befand. Dieser ist der einzige von der Voltigeurs-Compagnie, der ertrank, da die übrigen zum Theil schon auf dem linken Ufer, zum Theil noch auf dem rechten Ufer standen. Wahrlich, die Voltigeurs können von Glück sagen! Im Ganzen fehlten beim Appel 219 Mann, doch hegte man die

Hoffnung, daß nicht Alle todt wären, sondern daß noch mehrere davon in Bürgerhäusern lägen, wo die barmherzige Liebe der Verwundeten pflegte. Und so war's auch, Gott sey Dank! Bei der feierlichen Beerdigung der armen Olyer zählte man 182 Särge; leider noch genug, um Hunderte von Familien in Schmerz und Trauer zu stürzen!

Soll der Hinkende Vöte noch etwas von dieser ganz außergewöhnlichen Beerdigung erzählen? Ja, doch nur mit kurzen Worten, denn es drängt ihn, und die Leser gewiß auch, den Blick abzuwenden von diesem gräßlichen Schauspiel, das ein treues Gegenstück abgibt zu dem Unglück, welches im Mai 1842 auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris geschah.

Der Gemeinderath von Angers hatte beschloffen, daß auf dem gegen Osten gelegenen Friedhofe ein besonderer Raum für die Ertrunkenen bestimmt werde, der, so lange die Stadt steht, zu keinem andern Begräbniß mehr dienen solle. Dort wurde nun in Eile eine tiefe und weite Grust gegraben. Zugleich beschloß man, daß jeder Leichnam in einen besondern Sarg zu liegen käme, daß die Beerdigung allgemein seyn sollte, und daß die Nationalgarde und die sämtlichen Behörden der Stadt und des Departements dem Leichenzuge sich anschließen würden.

Aus dem Spital, wohin die Todten gebracht worden, ging der Zug ab, und begab sich nach der Kirche Sankt-Moriz, auf deren Vorplatz der Gottesdienst an einem eigens dazu errichteten Altar gefeiert und die Gebete der öffentlichen Absolution gesprochen wurden. Die hundert und zweiundachtzig Särge standen vertheilt auf fünfundzwanzig Leichenwagen. Um ein Uhr zog man dem Friedhof zu. Das Abnehmen der Särge und ihr Versenken in das Grab dauerte zwei volle Stunden. Mehrere Trauerreden wurden gehalten, worauf die Soldaten der Garnison ihren unglücklichen Brüdern den letzten Feuergruß in die weite Ruhestätte hinabdonnerten. Gottes Frieden sey mit ihrer Asche!

Ganz Angers feierte heute einen allgemeinen Trauertag, und nahm innigen Antheil an dieser herzergreifenden Todtenfeier. Alle Läden waren geschlossen, alle Werkstätten leer, und die ernstesten Gedanken an Tod an Grab, und Ewigkeit und Gericht müßten wohl auch in der Seele des Leichtsinngigsten aufgestiegen seyn, und ihn aufmerksam gemacht haben auf das Einzige, was uns Noth thut und uns zur ewigen Seligkeit führt. Das gebe Gott! so wünscht der Vöte tief aus vollem Herzen, und kann nicht umhin, zum Schlusse

noch die Bemerkung zu machen, daß die Dampfschiffe, die Eisenbahnen und die Drahtbrücken, diese schönen Erfindungen der neueren Zeit, mit manchem Menschenleben schon mehr als reichlich bezahlt wurden, woran aber gewöhnlich Unachtsamkeit, Mangel an Vorsicht oder muthwilliger Leichtsinns Schuld waren.

Neun Tage nach dem Unglück warf der Mainesfluß noch achtzehn Leichname aus, womit die Zahl der Ertrunkenen, die man bis jetzt gefunden, auf zweihundert zu rechnen ist!

Der Kostbare Hecht.

Ein großer Liebhaber vom Fischen, der aus Zinsen lebte und daher dem Fischfang gut nachgehen konnte, wollte einmal dem Schulmeister seiner Kinder eine Freude machen, und ihm seine Erkenntlichkeit beweisen für die viele Mühe, die er mit seinen wilden Schülern hatte; ein prächtiger Hecht war ihm an die Angel gegangen, oder besser gesagt, daran geschwommen, und hatte sich tüchtig hinein gebissen. Dieser Fisch wurde nun für den Schulmeister bestimmt, als Namenstags-Geschenk, und noch etwas dazu, das aber nicht in die Augen sprang. Des Fischers ältestes Bublein mußte seine Sonntagskleider anziehen, und mit dem schönen Hecht in das Schulhaus wandern, woselbst ihm die Gabe abgenommen wurde. Der Schulmeister war eben kein gewaltiger Fischesser, denn er konnte die Gräten nicht leiden, die einem überzwerch im Hals stecken bleiben; er hielt's lieber mit einem fetten Schinken oder einem saftigen Hammelsquallen, was ihm der Hinkende Vöte gar nicht verarget, indem man dort viel herzhafter hineinbeißen kann. Die Schulmeisterin war eine sparsame, ja sogar genaue Hausfrau, die sogleich den Ueberschlag machte, daß der geschenkte Hecht einen Thaler, auch mehr noch werth sey, daß man ihn in irgend einem Gasthaus der Stadt verkaufen, und für das erlöbte Geld eine weit nützlichere und grätenlose Mahlzeit sich verschaffen könnte.

Sie machte ihrem Mann den Vorschlag, der sich anfangs, obgleich er sich aus den Fischen nichts macht, zwar sträubte, und meinte, daß es sehr unart sey, das Geschenk zu verkaufen, und daß es dem Fischfang-Liebhaber zu Ohren kommen könnte, was doch gewiß sehr unangenehm wäre; endlich gab er nach, und in einem der ersten Gasthöfe erhielt die Magd für den schönen Hecht auch einen schönen blanken Thaler, den die Schulmeisterin schmunzelnd einstrich.

Einige Tage nach seinem Namensfest geht der Schulmeister zu dem reichen Fischer, und bedankt sich für den prächtigen Hecht, dessen Fleisch sehr zart und schmackhaft gewesen seyn soll. Da sich des Schulmeisters Dank immer nur um den Fisch herumdreht, und zwar auf eine ziemlich laue Weise, so fragt ihn der Rentier am Ende, ob er sonst nichts am Hecht gefunden, als wohlschmeckendes Fleisch, indem er ihm doch selber mit eigener Hand ein Goldstück zwischen die Zähne gesteckt und gedacht habe, die Frau Schulmeisterin werde solches beim Puzen und Ausnehmen schon finden; das Goldstück sey das eigentliche Geschenk, der Fisch nur der stumme Ueberbringer gewesen. Den armen Schulmeister überließ' jetzt bald siedendheiß, bald eiskalt; er meinte nicht anders als er säße auf lauter Süssen und Nadeln. In größter Verlegenheit stotterte er einige Worte der Entschuldigung, und empfahl sich dem ferneren Wohlwollen seines freigebigen Gönners. Spornstreichs eilte er heim und machte der knickischen Frau bittere Vorwürfe über ihren unglücklichen Einfall, den Hecht zu verkaufen. Die Magd wurde sogleich in den Gasthof geschickt, um das goldene Fuchselein zu fordern, das der Raubfisch im Rachen gehabt; allein da wurde nichts erreicht; das Fuchselein war schon in den Sparhasen der Köchin gewandert, und diese wollte von nichts wissen. Klagen mochte der Schulmeister nicht, denn die Sache hätte zu großes Aufsehen gemacht, er wäre zum Gespötte der ganzen Stadt geworden, und bei seinem Gönner in Ungnade gefallen, weil er seinen prächtigen Fang verschachert hatte. Er ließ es drum dabei bewenden, und nahm sich fest vor in Zukunft, wenn ihm wieder einmal ein reicher Liebhaber des Fischfangs einen Hecht zum Präsent machen sollte, demselben vor allen Stücken die gefräßigen Zähne zu untersuchen, wie man zu thun pflegt beim Pferdelauf.

Ein Stücklein von einem Geizhals.

Ein gewisser Kaufmann, der ein sehr großes Geschäft hatte, war ein eben so großer Geizhals; überall wollte er knicken und zusammenkrachen, und hielt sich daher nur Einen Diener, der Alles in Allem im Hause seyn sollte: Koch, Kellner, Magd, Bodenwischer und Kommissionenmacher. Abends war der arme Sepp oft hundsmüde, und konnte fast auf keinem Bein mehr stehen; allein auf Schonung oder Mitleid von Seiten seines filzigen Herrn durfte er nicht zählen.

„Jedes Vierteljahr erhältst du richtig deinen

Lohn,“ sagte der Kaufmann; „daher verlange ich, daß du mir auch treu und richtig dienest.“

Kommt einmal eines Abends der Herr mit einem Briefe in der Hand zum Sepp, der sich eben erschöpft und müde auf einen Stuhl gesetzt hatte, um von des Tages harter Arbeit auszuschnaufen, und befiehlt ihm, den Brief ohne Säumen auf die Post zu tragen, da er heute noch abgehen müsse.

„Ei daß dich!“ plagte Sepp mit einem jämmerlichen Seufzer heraus; „da wollt' ich jetzt herzlich gern einen Schilling aus meinem Sack geben, wenn Jemand sich fände der den Brief forttragen wollte; ich meine nicht anders vor Müdigkeit, als die Hunde haben mir alles Fleisch aus den Waden gefressen!“

„Ist dieß wirklich dein Ernst,“ fragte der Kaufmann.

„Ja wahrhaftig, mein völliger Ernst,“ entgegnete der Diener.

„Gut, Sepp,“ sagte drauf der Geizhals vor Freude strahlend; „gib nur das Geld her, denn für einen Schilling kann ich selber auf die Post gehen. Man muß doch etwas zu verdienen suchen in diesen schlechten Zeiten!“

Und der Kaufmann nahm den Schilling vom Sepp und trug den Brief auf die Post.

Der Rekrut.

Ein junger Desterreicher stand zum ersten Male Wache, und hatte den Befehl erhalten „Wer da!“ zu rufen. Als die Runde kam, unterließ er den vorgeschriebenen Ruf. — Der Offizier stellte ihn deswegen scharf zur Rede und fragte: „Warum hast du unsre Runde nicht angerufen?“ — „Ei, so dumm bin i nit,“ antwortete lächelnd der Rekrut; „daß i meine eigne Leut' nit Kenne sollt'!“ — Da mußte der Offizier sich den Bauch halten vor lauter Lachen, und konnte nicht mehr schelten.

Die Damen vom Münster herab.

Der Hinkende Bote ging leztthin einmal über den Münsterplatz, dort bei der Kurbengasse vorbei, und stieß ganz unversehens auf einen seiner Bekannten, der eben mit seiner Frau aus dem kleinen Thürlein am Münster heraus trat, durch welches man an die Treppen gelangt, die hinauf führen auf Meister Erwins wunderherlichen Dom. Dieser Bekannte ist, wie der Bote bereits erfahren hat, mit seiner Heirath nicht sonderlich

gut gefallen, und war am Hochzeitstage vor dem Altare mit einem wahren Hauskreuz begabt worden, die ihm das Leben schwer und sauer macht. Er hatte ein bitterböses Weib gefreit, die sich vor der Trauung wie ein süßer Engel zu stellen wußte. Das wichtige Wort Trauung kommt von Trauen her, und der Bote meint, daß es schon Manchen bitter gereut hat, den schönen Versprechungen und honigsüßen Redensarten zu viel getraut zu haben, so daß es bis zur Trauung kam, die nicht mehr aufzulösen ist. — Genug, der arme Ehemann hatte jetzt eine bitterböse Frau, die den Pantoffel gut zu handhaben wußte.

Der Hinkende Bote grüßt seinen Bekannten, reicht ihm eine Prise, und fragt nach seinem Befinden. „Es geht halt wie man's treibt!“ antwortete der Mann mit einem schweren Seufzer; „ich werde in meinem Bebestand — Ehestand wollt' ich sagen — wieder ganz jung, und habe mir so eben ein recht kindliches Vergnügen gemacht, wie in den Knabenjahren draußen auf den Glacis.“

Verwundert schaut der Bote den jungthuenden Ehemann an, und bittet ihn, sich deutlicher zu erklären, da er diese Räthselsorte nicht deuten könne. — „Von Herzen gern,“ antwortete dieser, „und meine Antwort und Aufösung wird Euch so klar und deutlich scheinen, daß Ihr solche am Ende gar in den Kalender sezet. Nun, merket auf! Mein kindisches Vergnügen bestand diesen Nachmittag darin, daß ich einen Drachen in die Höhe steigen ließ, aber einen Drachen ohne Schweif und Quasten; ich habe nämlich meine Frau für einige Sous auf's Münster hinauf geführt!“ — Jetzt war's verständlich, und der Mann brauchte nicht weiter mit dem Holzschlägel zu winken.

Der neue Rechenmeister.

Der Tagelöhner Michel wohnte mit Frau und Kindern in einem kleinen Hause, das am äußersten Ende des Dorfes stand. Der reiche Bauer, bei dem er gewöhnlich arbeitete, hatte ihm, da er ihn wohl leiden mochte, für dreißig Thaler eine Kuh verkauft; fünfzehn Thaler sollte Michel in klingender Münze bezahlen, die andere Hälfte aber im Taglohn abverdienen. Eines Tages handthierte er ganz mutterselenaalein, wie er meinte, in des Bauern Scheuer; über der Arbeit dachte er an seine noch unbezahlte Kuh, die aber deswegen doch nicht weniger Milch lieferte, und an seine große Schuld. Das Herz wurde ihm schwer; er hielt ein wenig mit der Arbeit inne,

zog seine Tabakbüchse heraus und nahm ganz bedächtig eine Prife. Hierauf wurden seine Gedanken laut, und er fing an mit sich selber zu sprechen: „Nimm eins von zwei, dann bleibt drei; und zwei von zwei, dann bleibt vier; und drei von zwei, bleibt fünf; und fünf von zwei, bleibt sieben. So rechne ich richtig, und muß daher wohl fürchten, daß meines Herrn Kuh niemals bezahlt werden wird.“ — Der Bauer war stille in die Scheuer getreten; der in seinen Gedanken und scharfsinnigen Rechnungen vertiefte Michel hatte ihn nicht bemerkt. „Was treibst du denn für eine närrische Rechnungsart, Michel? so hab' ich bei unserm Schulmeister nicht abziehen lernen; willst du was Neues aufbringen?“ — Mit einem schweren Seufzer erwiderte Michel: „Ich rechne närrisch, aber doch richtig.“ — „Nun,“ sprach der gut gelaunte Bauer, „wenn du mir beweisen kannst, daß es richtig ist, so will ich dir meine Kuh schenken, die du mir noch schuldest.“ — Da nahm der Michel nochmals eine Prife, und fing dann seinen Beweis an: „Merkt wohl auf, Bauer, es soll Euch klar werden; ich bin nun bald fünf Jahre verheirathet; im ersten Jahr bekam mein Weib ein Kind, das ist eins von zwei, bleibt drei; im zweiten Jahre kriegte sie wieder ein Kind, das ist zwei von zwei, und bleibt vier; im dritten Jahr kam ein drittes zur Welt, das ist drei von zwei, und bleibt fünf; im vierten Jahre kamen sogar Zwillinge, das ist fünf von zwei, und bleibt sieben. Nun hab' ich sieben zu ernähren, und befürchte daher sehr, daß es mir nie möglich seyn werde, Eure Kuh zu bezahlen.“

Der Bauer mußte dem Michel Recht geben; er krazte sich etwas verlegen hinterm Ohr, war aber ein Mann von Wort, und hatte dazu ein mitleidiges Herz. Abends, als der Michel sein Lagerwerk vollendet hatte, bezahlte er ihn ehrlich und redlich für die Arbeit, und übergab ihm den Schuldschein von fünfzehn Thalern für die Kuh. Heute noch hat er an ihm einen treuen und fleißigen Tagner.

Des Schulmeisters Frage.

Der Hr. Schulmeister eines kleinen Städtchens redete einst vor seiner unruhigen Zuhörerschaft von dem Verhalten, das ein gesitteter Mensch in Gesellschaften oder als Gast bei Tische zu beobachten habe. „Da müßt ihr, Kinder, recht bescheiden und genügsam seyn; der Bescheidenste ist immer der Angenehmste; dieß weiß ich aus eigener Erfahrung. Wenn euch etwas angeboten wird, so müßt ihr nicht gleich mit beiden Hän-

den zugreifen; nicht im Uebermaße und so viel genießen, als wenn ihr daheim bei euern Eltern wäret, denn das würde sehr unbescheiden und ungenügsam seyn. Zum Beispiel, Fritz, steh einmal auf — deine Eltern hätten mich eingeladen zum Mittagessen; ich will nur den Fall setzen, es wäre so; also, ich komme und setze mich zu deinen Eltern an den Tisch; ich trinke ein Glas Wein, es schmeckt nach noch mehr, dann trink' ich noch eins, dann noch eins, bis es am Ende ein Paar Flaschen sind; nun sag' mir, wenn ich's so machte, was wäre ich dann? Nun, heraus mit der Antwort, besinn' dich nicht so lange; ... dann wäre ich "....". Dann wären Sie besoffen, Herr Schulmeister!" plakte Fritz unter allgemeinem Gelächter heraus. Nur der Hr. Schulmeister wollte nicht lachen.

Das gestörte Examen.

Der Hinkende Bote erinnert sich aus seinen Knabenjahren eines Vorfalles, den er dem geneigten Leser in wenigen Worten erzählen will. Wir saßen, ungefähr dreißig an der Zahl, beim Hrn. Pfarrer im Examen, und sagten unsere Aufgaben her. Auf einmal gibt's eine lustige Bewegung unter den lebensfrohen Knaben; unterdrücktes Gelächter wurde hörbar, und bald war's eine allgemeine Störung. Was hatte Anlaß dazu gegeben? Des Nachbars Heinrich war diesen Morgen hinter die Spazenhäfen seines Vaters gerathen, und hatte die flüggen Zungen herausgenommen, wovon er einige in seinen Hosentaschen unterbrachte, in sicheres Verwahr, wie er meinte. Die Thierchen wanderten natürlich mit ins Examen. Dreien davon mochte es vermuthlich zu enge werden in Heinrichs Hosensack; sie suchten der Hast zu entweichen, was ihnen auch glücklich gelang, während ihr kleiner Räuber die Lektion herfasste. Sie krabbelten nacheinander zum Hosensack heraus und probirten zum ersten Mal ihre Flügel. Da flatterten unversehens drei graubraune Vögelein ängstlich in der Examensstube herum, und der Hr. Pfarrer, über die Störung erzürnt, fragt in strengem Tone: „Welcher Flegel hat diese Sperlinge mitgebracht? Wer hat sie fliegen lassen?“ — Da stand Heinrich wie versteinert, und es wurde ihm bang ums Herz; doch es mußte heraus, da war nichts zu verhehlen. Aengstlich, aber treuherzig, sprach er zu dem zürnenden Pfarrer: „Ich bin's gewesen, Herr Pfarrer, aber verzeihen Sie, es sind keine Sperlinge, sondern bloß Spazeh!“ Da mußte der

Pfarrer herzlich lachen, und Heinrich kam mit einem kleinen Verweis davon.

Reinigung von Glas- und Porzellan-Gefäßen, welche durch Alter und Rauch braun geworden sind.

Man ist hie und da im Besitz von Porzellan- oder Glasgefäßen, welche lange Zeit an Orten aufbewahrt wurden, woselbst sie durch Lampenruß und dergleichen Rauch gebräunt wurden. Solche Gefäße sind um so schwieriger zu reinigen, wenn sie geschliffen sind und dabei viele Vertiefungen haben. Potasche und Sand oder Seifenwasser reichen hier selten aus. Eben so verhält es sich mit Glasen, worin Gegenstände befindlich waren, die sich im Wasser nicht auflösen und wovon sich an der innern Wandung noch ein verbärteter Ueberzug befindet. Solche Krusten lassen sich nicht anders entfernen, als dadurch, daß man sie zerstört, und dieses geschieht auf die wohlfeilste Art, indem man sie mit concentrirter Schwefelsäure (englischem Vitriolöl) behandelt. Man übergießt die Gefäße von Außen oder Innen auf allen Stellen, wo es nöthig ist, damit, und läßt die Säure einige Zeit, längstens eine halbe Stunde, damit in Verührung. Man wird sich so gleich überzeugen, daß die unreinen Stellen immer brauner und endlich schwarz werden, wobei unterschwefliche Säure und Kohle enthanden, und das Verunreinigungsmittel zersetzt wurde. Das Vitriolöl sammelt man hierauf wieder und kann es noch recht süßlich zu Stiefelweichse verwenden. Die Gefäße scheuert man nun mit feinem Sand und Wasser. Bei weichem Krystallglas muß man sich jedoch vor der Anwendung des Sandes hüten, denn er verurthacht sehr leicht Risse oder Ritze. Geschlemmter Mergel oder Schmergel, oder Trippele, oder geschlemmte Kreide sind in diesem Fall vorzuziehen.

Französisches Guano.

So nennt Hr. Didiey ein Dünamittel von seiner Composition, das er mit dem wahrhaften Guano vergleicht. Hier die Verfabrungsweise dieses Ackermannes: Er nimmt den Stallmist, breitet ihn in Schichten aus und befreut ihn mit 25 Litres gebrannten und pulverisirten Gyps für 2500 Kiloar. Mist: er setzt dies von Schichte zu Schichte fort, bis die Pyramide hoch genug ist. Er wiederholt das nämliche bei einem andern Haufen, denn er wendet auf diese Weise den ganzen Mist an.

Da der Mist mit der oben angegebenen Gypsquantität befreut ist, verbindet sich das Ammoniak, welches von der Zersetzung der Thier- und Pflanzenstoffe herrührt, mit der Schwefelsäure, die im Gypse enthalten ist, und es bildet sich Schwefelammoniak, ein nicht flüchtiges Salz, welches mit dem Mist vermischt bleibt und welches als eines der mächtigsten Dünamittel erkannt ist. Der Kalk seines Mistes verbindet sich mit Kohlenensäure.

Die Resultate dieses Verfabrens sind, daß die Getreideernten, Stroh und Föhner um ein Drittel vermehrt werden, so daß die Bildung dieses Dünamittels vorthellhaft wird, sogar für die Otte, wo der Gyps sehr theuer wäre.

Dinte vor Schimmel zu bewahren.

Wer viel zu schreiben hat, ist schon manchmal durch das Schimmeln der Dinte, wie man sagt, oder vielmehr durch den Schimmel gedruckt worden, der sich bald mehr, bald weniger darauf erzeugt. Die Dinte wird dadurch dick, faserig und schleimig, zuletzt ganz unbrauchbar. Um dies zu verhüten, gieße man zu einer Flasche Dinte nur etwas heißen braunen Kaffee, oder auch nur einen Tropfen Kreosot; nie wird sich dann Schimmel darauf erzeugen oder doch wenigstens ganz leicht abzubeugen seyn, ohne daß die Dinte davon Noth leide.

Ein Mittel das Holzwohlfeiler zu machen.

Es gibt eine Art der Holzverschwendung, zu deren Vermeidung weiter nichts erfordert wird, als guter Wille und Achtsamkeit von Seiten der Hausfrauen und der Diensthöten; diese findet beim Kochen der Speisen statt. Zum Weichwerden der Speisen ist die Hitze des Wassers, in welchem sie bereitet werden, allerdings ein wesentliches Erforderniß, weshalb auch luftdicht verschlossene Kochgefäße, in denen sich das Wasser besser noch als siedend heiß machen läßt, zur schnellen Erreichung dieses Zweckes gar Vieles beitragen. In unsern Küchen aber, wo die Löpfe nur mit losem Deckel versehen werden, kann die Flüssigkeit nie heißer werden, als sie in dem Augenblick ist, wo sie zu wallen anfängt. Alle Hitze, welche dem Kochtopf ferner zugeführt wird, und mehr beträgt als zu einem gelinden Kochen erforderlich ist, dient keineswegs zur beschleunigen oder bessern Sarmachung der Speise, sondern bloß dazu, einen Theil des Wassers als Dampf zum Schornstein hinaus zu führen. Sorfältigere Versuche haben gelehrt, daß die Hitze, welche nöthig ist, um eine Maas siedendes Wasser in Dampf zu verwandeln, hinreicht um 5 1/2 Maas eiskaltes Wasser siedend heiß zu machen. Hieran hat jede Köchin ein leichtes Mittel, einzusehen, wie viel Holz sie unndner Weise verschwendet habe. Läßt sie nämlich bei einem Topfe, der 5 1/2 Maas faßt, eine Maas einkochen, so hat sie nahezu das Doppelte des zu ihrem Kochen nöthigen Holzes verbraucht, und vermindert sie durch gehörige Schwächung des Feuers, nachdem das Sieden eingetreten ist, dieses Einkochen auch nur auf 1/2 Maas, so hat sie doch schon dadurch nahe an die Hälfte des Holzes erspart; und hat sie erst in der Letztung des Feuers durch Aufmerksamkeit auf dasselbe eine Art von Weiserschaft erlangt, so wird sie diese Ersparnis leicht noch weiter treiben können. So gar die umschichtigere und sparsamere Köchin darf sicher seyn, auf diese Weise noch einen ansehnlichen Theil ihres Holzverbrauches einzubringen zu können, das Kochen mag auf dem Herde oder im Ofen geschehen.

Wenn diese Ersparnis im Einzelfalle auch gering erscheinen mag, so ist sie doch wegen ihrer häufigen Anwendbarkeit von solcher Bedeutung im Allgemeinen, daß man behaupten darf, durch sie allein könnte ein Sinken der Holzpreise herbeigeführt, und alles Holz wieder gewonnen werden, was die Fabriken im Lande nur immer aufzuehren mögen.

Einige erprobte Mittel wider die Wanzen.

Höchst lästige Gäste sind die Wanzen, und willkommen ist derjenige, welcher ein Vertilgungsmittel

gegen dieselben anzeigt. Wir wollen versuchen, hier die erprobtesten mitzutheilen.

Man sammle im Herbst frischen Fliegenschwamm, zerstoße ihn in einem Mörser und lasse ihn so lange wohlbedeckt stehen, bis er zu Brei oder Schleim geworden ist. Mit diesem Brei bestreiche man Wände und Fugen der Bettstellen, und wiederhole dies nach Verlauf eines Monats zwei bis drei Mal. Die Zimmer riechen zwar darnach, doch vergeht der Geruch nach etlichen Tagen.

Diejenigen, welche die Wanzen vertreiben wollen, versehen es gemeinlich darin, daß sie nur immer ein Mittel, und zwar bloß in den Bettstellen, und nicht mehrere, nach Beschaffenheit der Umstände, zugleich gebrauchen; daß sie solche nicht genug wiederholen, und dabei mehr auf Vertilgung der Alten als der Brut bedacht sind. Man wähle, nach Beschaffenheit der Umstände, von den nun folgenden Mitteln:

1) Nach vorhergegangenen Waschen der Bettüberzüge, des Strohsacks und des Bettgefells, thut man in eine glühende Kohlenwanne 15 Grammes Mutterharz und eben so viel Asafötida. Hernach hält man die Kammer gut verschlossen. Es muß dieses des Morgens geschehen, und die Kammer nicht eher als gegen Abend aufgemacht werden. So wie sich die Dünste verbreiten, erkicken die Wanzen augenblicklich. Bleiben noch einige übrig, so sind sie in einigen Tagen vertrocknet. 30 bis 35 Grammes dieser Spezereien sind hinreichend, zwei Betten und zwei Kammern auszuräuchern. Fürchtet man, daß nicht alle Wanzen getödtet wären, so wiederhole man es. Die beste Zeit dazu ist die größte Sommerhitze.

2) Man nehme etwa 30 Grammes Quecksilber und das Weisse von 5 Eiern, schlage dies so lange in einer hölzernen Schüssel mit einer Bürste oder einem Besen, bis keine Quecksilberbügeln mehr zu sehen sind, schlage die Bettstellen auseinander, lebe von jedem Stück den Staub und Schmutz ab, ohne es zu waschen, reibe alle Fugen und Ritzen mit dieser Feuchtigkeit gut aus und lasse es trocken werden. Somit wird, wo nicht das erste Mal, doch bei einer Wiederholung, aufs Bestimmteste die Brut vertilgt werden.

3) Der Schwefeldampf ist diesen lästigen Thieren höchst zuwider; daher zünde man in einem Gefäße Schwefelfaden an, setze es mitten in die Kammer. Sind Thüren und Fenster wohl verschlossen, so zieht der Dampf in alle Ritzen und tödtet das Ungeziefer.

4) Man nehme im Hornung die Bettstellen auseinander, wasche alle Fugen mit Weingeist und beschmiere alle Löcher und Spalten mit einem Gemenge weicher Seife, Grünspan und Tabak.

5) Man rühre ungeschichteten Kalk unter Fischthran und bestreiche damit Alles, wo sich Wanzen aufhalten. Dies tödtet Wanzen und Eier. Um den sechsten Tag wird es wiederholt. In vierzehn Tagen sind alle Wanzen verschwunden.

6) Man lasse über ein warmes Pferd eine Friesdecke (tuchartige, gefärbter Zeug, der geraubt aber nicht erschoren ist) binden, so daß sich der Schweiß davon recht eingießt, und lege diese Decke in das Bett; den andern Morgen sind alle Wanzen todt.

7) Gleiche Theile Scheidewasser, grünen Vitriol und fetliche Rindergalle untereinander gemischt und die Fugen tüchtig damit bestreichen, tödtet die Wanzen im Augenblicke und zerstört zugleich die Brut.